Pommernspiegel

Das fröhliche Buch vom pommerschen Volkstum

von

Martin Reepel

Pommernspiegel

Das fröhliche Buch vom pommerschen Volkstum

von

Martin Reepel

1934

Ostsee-Verlag, Stettin, Heiligegeiststraße 7a

MBP Słupsk Centrala
19985

814.

H 131
821.112.1-3:94(438)]=112.2
19985

Mönchguter Fischerpaar.

Aus der Sammlung des Verkehrsverbandes Pommern e. V.

Friedrich der Große und die Pommern.

Im politischen Testament des großen Königs von 1752 heißt es: „Die Pommern haben einen geraden und schlichten Sinn. Unter allen Provinzen hat Pommern die besten Untertanen für die Kriegsdienste wie für alle Aemter hervorgebracht. Nur mit diplomatischen Verhandlungen möchte ich sie nicht betrauen, weil ihr Freimut sich nicht für die Geschäfte eignet, bei denen man der Schlauheit mit Schläue begegnen muß." Und 1768 nach Kriegsstürmen und langer Friedensarbeit schreibt der König: „Die Pommern haben etwas Ungekünsteltes. Sie würden nicht ohne Geist sein, wenn sie besser gebildet wären. Niemals aber werden sie schlau und verschlagen sein. Der gemeine Mann ist argwöhnisch und hartnäckig. Sie sind eigennützig, aber weder grausam noch blutdürstig und in ihren Sitten meist sanft. Man bedarf also keiner Strenge, um sie zu regieren. Sie geben gute Offiziere und vortreffliche Soldaten ab. Auch im Finanzfache leisten manche gute Dienste. Vergebens aber würde man aus ihnen politische Unterhändler machen wollen." Und dann, wenige Jahre vor seinem Tode, in Stargard, 1780, faßt der Gealterte alle seine Dankbarkeit und Zuneigung in die an die Vertreter der Provinz gerichteten ergreifenden Worte zusammen: „...ich liebe die Pommern wie meine Brüder, ... denn sie sind brave Leute, die mir jederzeit in Verteidigung des Vaterlandes sowohl im Felde als zu Hause mit Gut und Blut beigestanden haben, und ich müßte kein Mensch sein oder kein menschliches Herz haben, wenn ich ihnen nicht meine Dankbarkeit bezeugen wollte..."

Eines Königs Urteil, der ein großer Menschenkenner war. Pommern in Front, wenn es galt, sich für das Vaterland einzusetzen! So war es einst... Das Jahr 1933 dürfte dem alten Ruhm der Pommern neue Ehre hinzugefügt haben. Pommern in Front!

Heil Hitler!

Pommersche Grobheit, historisch belegt.

Wenn Sprichwörter und geflügelte Worte recht haben, muß sie wohl da sein, die pommersche Grobheit. Denn drinnen im Reiche glaubt man jemand besonders zu kennzeichnen, wenn man von ihm sagt, er sei „grob wie ein Pommer." Behauptet man: „Je fester die Faust, je näher nach Pommern." Und in niederdeutschen Landen gilt: „Hei is grow as 'n pommersch Oß."

Wie dem nun sei, wir leugnen nicht ab, daß dem Pommern eine rohe Kraft, ein wildes Draufgehen, aber auch ein zähes Ausharren eigen sind. Erinnert sei an gewisse, sicher nicht grundlose Ortsneckereien, wie: „Wer sinen Puckel will behullen heel, de höd sich vör Laabs und Stramehl", oder „Wer sinen Puckel will hebben vull, de ga nach Regenwull", u. a. m. Und dieser Zustand ist offenbar schon uralt und immer ein Gegenstand der Beachtung gewesen; denn der 1542 verstorbene pommersche Chronist Kantzow sagt von seinen Landsleuten: „Das Volk ist itzt gar deutsch und sächsisch ... Aber doch hats beid von den Wenden und vom gestrengen Himmel, da sie unter wohnen, noch viel Grobheit an ihm." Und von den Bewohnern Rügens gilt ihm: „Sonderlich geraten sie in den Krogen und Wirtshäusern leicht an einander, und wenn einer sagt: Das walt Gott und ein kalt Eisen, so mag man ime wol auf die Faust sehen..."

Als hitzig und schlagfertig galten im 15. und 16. Jahrhundert insonderheit die Bewohner von Köslin. Im Jahre 1480 nahmen sie im ersten Aerger über eine Beraubung von Kaufleuten durch herzogliche Mannen einfach ihren auf Schloß Zanow residierenden Landesvater, Bogislav den Zehnten, gefangen und mußten dafür arg Buße zahlen. — Als ein Jahr später die Städte Kolberg und Köslin von ihrem nächsten Oberhaupt, dem Bischof von Cammin, den Befehl erhielten, zwei Schlösser des Grafen Eberstein möglichst kampflos zu besetzen, ward doch ein Edelmann erschlagen. Gleich hieß es, das hätten die Kösliner getan, und Köslin mußte zahlen. Endlich, 1530 — es war die Zeit der Reformation, — als ein be-

trunkener Barbier den evangelischen Gottesdienst eines Sonntags störte, griffen sie ihn, steckten ihn in einen Sack und ertränkten ihn im Mühlenbach. Das Ergebnis: zahlen! Damals hieß es in ähnlichen Fällen einfach: „Muß ma Köslin", d. h. jemand muß mal für angerichteten Schaden wieder einstehen wie Köslin....

Denselben Geist handfester Umgangsformen atmet die bekannte Inschrift am Kramergestühl in der Stralsunder Nikolaikirche: „Dat keen kramer is, De blief da buten, Oder ick schlak em up de schnuten." Und nicht minder grobknochig war das Verhältnis zwischen dem Pommernherzog Joh. Friedrich (1572—1600) und seinem Hofnarren Klaus Hintze. Der Herzog litt am Fieber, und eine kluge Frau hatte gekündet, nur ein Schreck könne ihn heilen. Da beschloß Klaus, das Schicksal zu spielen, und stieß den Herzog von einer Brücke ins Wasser, daß er fast ertrunken wäre. Man machte ihm den Prozeß und verurteilte ihn zum Tode. Zum Schein nur; denn der Henker schlug mit einer Wurst zu. Doch der Narr — vor Schreck — war tot.

Hans Hoffmanns Novelle, „Der grobe Pommer", geht auf einen Schwank zurück, der sich in der Sammlung „Erasmi Francisci, Lustige Schaubühne vieler Curiositäten. Nürnberg 1670", befand und sich wahrscheinlich auf den pommerschen Hofrat und Gesandten Daniel von Kleist bezog.

Und als in einer Schlacht des Freiheitskrieges die Pommern wieder einmal brav zugeschlagen hatten, da waren sie auch um eine grobe Antwort nicht verlegen. „Ich bin auch ein Pommer", rief der General York marschierenden Truppen zu. Die aber murrten: „Je, nu möcht jedweden Hundsfott en Pommer sin!"

Pommersche Grobheit, bei Licht besehen.

Der Pommer ist im allgemeinen schweigsam, schweigsam wie der Niederdeutsche überhaupt. Westlich wie östlich der Elbe kann man daher die gleiche Anekdote hören, die, auf Pommern bezüglich, etwa lauten würde: ‚Zwei pommersche Landleute fahren von Stolp nach Berlin. Schwei-

gend stehen sie am Fenster des D-Zuges und überprüfen die vorbeifliegenden Felder. Plötzlich sagt der eine: „Dat Korn steit gaud." Nach 3 Stunden, als sie sich schon hinter Stettin befinden, antwortet der andere: „De Weiten awer ok!" — Bedenken wir außerdem, daß eben auch das Klima bei zäher Arbeit und gutem Appetit ein Kraftgefühl ohne gleichen zu wecken vermag — gute Nahrung vorausgesetzt —, dann ergibt sich, daß eben dieses Kraftgefühl bei der Anlage des Pommern zur Schweigsamkeit das pommersche Gemüt von Zeit zu Zeit zu einer Explosion drängt. Zu einer Explosion, die bei andern deutschen Volksstämmen durch das Sicherheitsventil plätschernder Beredsamkeit leichter hintenangehalten wird. Und dann wird der Pommer grob, grob in Wort und Tat, saugrob...

Uebrigens und ganz natürlich sind die Pommern auch unter sich „grob wie Bohnenstroh". „Dae rük dran, fär Michel, dunn schlaug hei sinen Fründ mit de Fust up de Näs", heißt es in der hinterpommerschen Küstenmundart. Und warum auch nicht! Kleine Mißhelligkeiten werden so am gründlichsten ausgetragen. Man nennt das heute „Bereinigung der Atmosphäre". Wir verstanden uns aber als Jungen schon vortrefflich darauf. Gott, was haben wir uns in meiner Jugend geprügelt! Und es mag gut so gewesen sein. Man wird dann im Alter ruhiger.

Aber lassen wir nun die Handgreiflichkeiten auf sich beruhen. Man kann auch noch auf andere Weise grob sein. Und man ist es in Pommern, muß sich dann allerdings auch sagen lassen, man sei ungeschliffen, ungehobelt, unfein und natürlich ungebildet. „Sei gegen den Pommern höflich, und er wird dich für falsch halten. Bist du aber grob, so wird er noch gröber", so etwa ist die Meinung. Und wir sind gefaßt darauf, daß man nun fragt: Wie soll man denn da überhaupt mit dem Pommern fertig werden?

Höflichkeit = Falschheit? Dem geraden Sinn des Pommern ist Höflichkeit die Klugheit der Lügner und der Schnurrer. Wer im Recht ist und wer zu forden hat, braucht der höflich zu bitten oder zu danken? Wer den

Pommern mit viel Reden und mit allerlei höflichen Mätzchen für etwas zu gewinnen sucht, kann gewärtig sein, daß er nicht minder auf Granit beißt. Man sage dem Pommern klar und bestimmt: „Es muß sein!", dann wird er antworten: „Wenn wi dat süll'n un dat nich anners geiht, denn will'n wi dat ja ok girn daun!" — Und dann tat der Pommer im Dienste seiner Könige als Preuße seine Pflicht bis in den Tod, in jenem Preußengeist, der auf umkämpftem kolonialem Boden über die alte deutsche Eigenwilligkeit und Eigenbrötelei sieghaft hinauswuchs zu des preußischen Staates stärkster Stütze.

Vielleicht ist es Ehrlichkeit, wenn der Pommer im Anschluß an ein Verbot sogleich auch auf die Folgen einer Uebertretung aufmerksam macht. Vielleicht auch ein etwas rauher Humor, wie man ängstlichen Leuten wohl noch heute „aus Spaß" gern einen Schreck einjagt. Z. B.: Ein Badegast in einem bekannten Badeorte benutzt für den Weg von seinem Quartier zum nächsten Hotel nun schon tagelang einen Steig über eine Wiese, der in keiner Weise als „verboten" gekennzeichnet ist. Heute schreitet er ihn wieder in aller Seelenruhe, als ihn ein drohender Ruf zusammenschrecken läßt: „Ick schlag Sei gliek mit'n Knüppel vor'n Kopp", fühlt er sich angeredet. „Meinen Sie mich?" fragt er zweifelnd und erhält zur Antwort: „Wat hebb'n Sei da herümmertopedden! De Weg is verboden!" „Aber das kann ich doch nicht wissen", begehrt der Badegast auf. „Dorum segg ick Sei dat jo ock in'n Gauden!" —

Die kleine Erzählung ist nicht nur in Pommern zu Hause; sie ist allgemein-niedersächsisch, und man mag die darin verherrlichte Grobheit wiederum deuten als eine grausame Scherzhaftigkeit oder ... Ja, es gibt noch eine Möglichkeit der Deutung. Wenn man nämlich annimmt, daß der Besitzer der Wiese eine gewisse Befangenheit dem Städter gegenüber durch — Grobheit zu „tarnen" sucht.

Ins Herz läßt sich der Pommer nicht gern schauen. Sein Inneres verbirgt er vor jedermann. Will man dem Bauern, der nacheinander Frau und Kinder verloren hat, ein Wort des Beileids sagen, so kann die Antwort lauten: „Ick dank ok schön! Abgang is äwerall!" Nur nicht sagen,

wie einem wirklich ums Herz ist! Und wie oft habe ich Landsleute — nicht bloß Landleute — gefunden, die im Augenblick tiefster Sorge oder Rührung dankbar waren, wenn sie recht — grob schimpfen konnten.... Und das Ganze: kein Mangel an Gemüt, kein Mangel an Frömmigkeit. Denn wie rührend klingt die kleine Geschichte von dem pommerschen Landsturmmann, dem in einer Schlacht des Siebenjährigen Krieges beide Beine fortgerissen worden sind. Da liegt er auf seinem Elendslager und erzählt dem Feldscher: „Wohl tausendmal hab' ich dem lieben Herrgott Leib und Seele befohlen; aber an die Beine habe ich nicht gedacht." Kein Mangel an Gemüt, auch wenn ein in segensreicher Tätigkeit ergrauter Landpastor seine Abschiedspredigt an seine Schäflein mit den Worten schließt: „Vierzig Jahre lang habe ich Euch das Evangelium lauter und rein gepredigt; wenn Ihr nun nicht in den Himmel kommt, dann soll Euch der Deubel holen!" (Aus einem pommerschen Kirchenbuch.)

Vom Wesen des pommerschen Humors.

Des Pommern „freundliche Gespaßigkeit", wie Ernst Moritz Arndt den Humor seiner Landsleute nannte, ist ein Beweis für seine niederdeutsche Abstammung. Niederdeutsche waren Till Eulenspiegel, Wilhelm Raabe, Wilhelm Busch und Fritz Reuter, Deutschlands größte Humoristen.

Beachten wir, wie der Pommer beim Betreten einer Gaststätte eifrig danach sucht, einen Tisch für sich allein zu haben! Nicht, weil er Menschenfeind wäre, sondern weil er Abstand gewinnen, beobachten und hier wie überall Eindrücke sammeln will. Und so wird ihm das Leben zu einer Bildersammlung, unter deren Einzelstücke er seine von Humor, nämlich von vergebendem Verstehen, diktierte Kritik als Unterschrift setzt. Das stimmt wortwörtlich, wenn wir an Wilhelm Busch denken.

Der Wortwitz des Berliners, der mit einem Worte gewissermaßen jongliert, liegt dem Pommern nicht. Er

Groben und ungeschliffenen Leuten droht die Schleifmühle.

Nach einer Postkarte, Verlag Jakobsen, Kallies.

sieht überall die humorvolle Situation und bedient sich ihrer, wenn es gilt, zu den Dingen der Welt in Gestalt einer Redensart oder eines Sprichwortes (das „Beispielssprichwort") Stellung zu nehmen.

Soll völlige Ratlosigkeit gekennzeichnet werden, meint der Pommer etwas drastisch: „Dei steiht als Kind bim (beim) Dreck!" — Wie kahl klingt die oft gebrauchte hochdeutsche Redensart: „Ja, das ist etwas anderes!", während der Pommer die prächtige Situation als Beispiel ausmalt und sprechen läßt: „Dat is e ganz annert Korn, säd (sagte) de Möller, un dorbi bet (biß) hei in' Muskötel." — Manch ein Mädel kann nicht schnell genug unter die Haube kommen, und man tuschelt vielsagend: „Laßt sie nur erst verheiratet sein!" Indessen das Volk in Wortspiel und Bild warnt: „Lot's ma eiste im eigne Groupe schroupe", d. h. laß sie mal erst im eigenen Grapen (Kessel zum Kochen der Schweinekartoffeln) schrapen, scheuern oder im eigentlichen Sinne: laß nur erst die Mühen des Haushalts und die Erbärmlichkeit des Lebens über sie kommen!

Und auch zu den Beispielssprichwörtern ließe sich in jedem Falle das ergötzliche Bild eines Wilhelm Busch zeichnen: „Dat Glück kummt äwer Nacht, sä de Buerfro, dar funn (findet) se een Nest mit fuhle (faule) Eier." Oder: „Reinlichkeit is dat halwe Leben, säd de oll Fru, don fegt se den Disch mit den Bessen af." Auch: „Oll Lüd gahn vör, säd de Jung, don störr (stieß) he sinen ollen Vadder us de Luuk (von'n Bähn)", also aus der Bodenluke. Dann: „Spaß möt sin, seggt Jehann un kettelt (kitzelt) Marieken mit de Meßfork" (Mistgabel). Und der Jugend voller Heimlichkeiten gilt das schöne Wort: „Stroh in'n Stäwel (Stiefel) und Leiw (Liebe) in'n Harten, dei kieken immer rut."

Die verquere Antwort.

Wer den Ausdruck „verquere Antwort" nicht anerkennen will, mag es bleiben lassen. Für mich hat er folgenden Sinn:

Du glaubst mit einer Frage gerade auf dein Ziel zuzusteuern, du bekommst aber eine Antwort, die das Gefährt deiner Gedanken vor der engen Toröffnung deiner Wünsche geradezu quer stellt, und du kommst infolgedessen nicht weiter, sondern bist im höchsten Falle so weit wie vorher. Das nenne ich eine „verquere" Antwort.

Der Pommer mag es nicht gern, wenn zu viel gefragt wird. Was Wunder, wenn er den Frager durch eine Neckerei zu strafen sucht, und das geschieht eben durch die „verquere" Antwort. Und er gibt eine solche Antwort sicher, wenn die Frage doppelsinnig und nicht zwingend war. Ein paar Beispiele:

Geht da eines Sonnabends ein Badegast über den Kolberger Markt und beguckt sich Haus um Haus. Der gute Mann hat einmal etwas von Kolbergs großem Bürger Nettelbeck gehört und sucht nun das mit Inschrifttafel versehene Nettelbeckhaus. Schließlich wendet er sich vertrauensvoll an Fritz Knoll, der gerade einen Sack mit Kartoffeln auf dem Rücken hat: „Sagen Sie mal, hier soll doch irgendwo am Markt ein großer Mann geboren sein!" — Fritz Knoll kneift ein Auge zu, schiebt den Priem aus einem Mundwinkel in den anderen und meint dann bedächtig: „Nee, Herr, dorvon hew ick mein Tag nie nix hürt. So as ick dat weit, sind hier in Kolbarg alle Tid ümmer man kleen Kinner up't Wilt kaome!" —

Aber die verquere Antwort erfolgt auch, wenn eine Frage überhaupt als überflüssig empfunden wird. Ich bringe ein Beispiel aus dem Kreise Rummelsburg im Originaldialekt:

De ull Vandersee was Hofmeister up dem Vollwerk (Vorwerk) Friedrichswerder... All Sinndag des Morgens ging hei num Derp (zum Dorf) tum Inspekter, um de Arbeidsdag vunne Lide antogäwen o tau beräden, wat inne nächste Wäk sull makt ware. As hei bim Kraug verbikimmt, kefft hei sich för ne Grosche ne Hiering o nimmt em inne Hand mit. Dunn sieht em de ull Köhlersch o reppt: „Meines Lewens, Vandersee, wat wist du hiet mit den Hiering?" „Jo", seggt hei, „kiek ma, wenn ick de

ganze Wäk (Woche) mutt Fleisch gnage, will ick am Sinndag uck mal geern wat Gauds geneite." —

Endlich sei noch der verqueren Redensart gedacht, die nicht selten die wahre Meinung in humorvoller Weise verschleiern soll. Ein Beispiel aus dem Weizacker möge Beleg dafür sein: Man ist zu Besuch und glaubt, sich nach einiger Zeit empfehlen zu dürfen. Als Antwort bekommt man zu hören: „Kast jao noch hie bliewe, gehst nohär een beike (ein bißchen) eher!" Und hat nun das Vergnügen, die Frage zu lösen, was denn so viel Tiefsinn eigentlich zu bedeuten habe... Vielleicht wird man aber doch gut tun, seinen Besuch abzubrechen.

Zanower Schwänke.

Die Welt ist seltsam, und die Gerechtigkeit gehörte eigentlich in eine Blindenanstalt. Man bedenke: von den beiden durch den Gollen getrennten Städten Köslin und Zanow hat zweifellos Köslin den Ruhm, in geschichtlicher Zeit die meisten Torheiten begangen zu haben, und doch schießt der pommersche Volkshumor in der Verherrlichung Zanows und seiner Schildbürgerstreiche den Vogel ab.

Schon die stichelnde Redensart hat sich der Stadt angenommen; denn wer schwer von Begriffen ist, dem muß man „ein Licht aus Zanow anstecken", und wenn er endlich begriffen hat, dann „wird's Tag in Zanow!" Aber das köstlichste sind und bleiben doch die Schwänke. Wie die Zanower in alter Zeit eine östliche Fürstlichkeit bei der Durchreise wunschgemäß mit einer kleinen Erfrischung begrüßen, indem sie ihre Feuerspritze auf den offenen Wagen des Fürsten richten... Wie sie ein Füllen ausbrüten lassen, indem sie einem alten Gaul einen Kürbis unterlegen... Wie sie einen Bürgermeister wählen, indem sie... Aber das läßt sich nicht in einem Satze sagen.

Man türmte auf dem Markt einen riesigen Strohhaufen auf, ließ alle Ehefrauen gleiche Kleider anziehen und bis über die Hüften hineinkriechen. Dann sollten die Ehemänner raten, und wer seine Frau an dem wenigen

Sichtbaren erkennen würde, der sollte Bürgermeister werden. Und siehe, die klügsten Leute rieten vorbei, und die Weiber im Stroh ballten heimlich die Fäuste. Zuletzt holte man den Nachtwächter, damit er's sich versuchte. Es hatte aber des Nachtwächters Weib rote Haare, und im Sonnenlicht aufglühend, stahl sich ein Löckchen durch das Stroh. Da rief der Mann erfreut: „Da is jao min olle Voß!" und klappste seiner Eheliebsten herzhaft mit der Hand auf den — Rücken. Und er ward Bürgermeister und sie die Frau Bürgermeisterin.

Uebrigens — so erzählt ein anderer Schwank — waren die Zanower in alter Zeit arg klug. Als eine Zeitlang der Herzog in der Nähe von Zanow residierte, ließ er sie als Ratgeber oft an seinen Hof holen, und für Tage, ja, Wochen, mochten die Weiber ganz gut die Stadt allein regieren. Als aber der Herzog nach Stettin zog und nun die Männer gar dorthin mitnahm, für Monate aus Heim und Rathaus entführte, da wurden die Frauen rebellisch. Man erwirkte den Männern zunächst einmal einen Urlaub und schmiedete, als man sie daheim hatte, ein Komplott mit ihnen. Sie sollten fortan bei Hofe immer das Gegenteil von dem sagen, was richtig und vernünftig gewesen wäre. Und wie beschlossen, so geschah es, und bald hatten die Frauen ihre Männer wieder. Damit aber niemand die List durchschaute, mußten sie auch daheim noch geraume Zeit den Dummen spielen, und das ward ihr Verhängnis. Denn nur zu oft geübte Absonderlichkeit ward zur Gewohnheit und die vorgetäuschte Dummheit zur wahren Natur...

Behauptet die Sage, und das ist eine Gemeinheit!

Ortsneckerei.

Sachlichkeit mit einem Schuß Humor kennzeichnet hervorragende Bauwerke durch volkstümliche Namen. Die drei Greifswalder Stadtkirchen sind allgemein bekannt als der lange Nikolaus, die dicke Marie und der kleine Jakob. Die Stadt Daber nannte man wohl um

ihrer baulichen Beschaffenheit willen das hölzerne Daber. Auch die Bevölkerung einzelner Ortschaften muß sich Kosenamen gefallen lassen. Die Anklamer nannte man Swinetrecker, die Greifenhagener Sandhasen, die Bahner Bahnsche Kälber, die Gollnower Pomuffelsköppe, die Wolliner Stintköppe, die Camminer Flunderköppe.

Häufig sind Reimereien verschiedenen Inhalts: die zeitweilig nicht rosige Lage des kleinen Landstädtchens kennzeichnet der Spruch: „In Penkun hängt der Hunger up'n Tun." Die bei der Entwicklung übergangene ehemalige kleine adlige Mediatstadt muß hören: „Massow, dat was so, dat is so un dat blüfft so." Am liebsten wird eine Stadt gegen die andere ausgespielt:

„Stolp is 'ne Stadt,
Lauenburg noch wat,
Bütow is 'n Fleck,
Leba is' Dreck."

Fast wörtlich so spricht man über die heute friedlich in einem Verkehrsverein vereinigten Oderstädte Stettin, Greifenhagen, Gartz, Fiddichow und Schwedt. Auch Gruppen von Dörfern werden in ähnlicher Weise beehrt. So heißt es in der Gegend von Bublitz:

„In Dubbertech, doa geht de Hunger nimmer weg,
in Priddarge, doa is dat noch väl arge;
in Goldbeck, doa is't all weg,
awer in Gust, doa is de wahre Lust!"

Eine andere Form der Ortsneckerei äußert sich in der Scherzfrage. Da will man in Rügenwalde und Umgegend wissen: „Woher kommt der Wind?" — Antwort: „Aus Zizow!" (Denn, da zieht es so...). Häufig sind die Fragen: „Wo macht man die Schweine nur an einer Seite fett?" „Wo backt man die Pfannkuchen nur auf einer Seite?" Und sie beziehen sich allemal auf Dörfer mit nur auf einer Seite bebauter Dorfstraße.

Reizvoll ist die zur Frage herausfordernde Redensart. So heißt es in Stargard bei Gelegenheit: „Es ist still wie in der Trampkeschen Kirche!" Worauf der Uneingeweihte natürlich wissen will, ob die Bewohner des Dorfes Trampke besonders andächtig in der Kirche seien, und zur

Antwort erhält: „Sie haben gar keine!" — Ebenfalls in Stargard können die Juden noch heute trockenen Fußes durchs Rote Meer gehen! Denn — ganz einfach: Die Stadt hat einen Mauerturm, der das „Rote Meer" heißt. Im Jahre 1868 ward eine Fußgängerpforte hindurchgebrochen und nun können ...

Am ausführlichsten als Ortsneckerei äußert sich die schwankhafte Sage. Da sind die Zingster (Darß-Zingst) und die Hiddenseer Fischer einander nicht grün. Veranlassung zum Streit ist genug vorhanden: Zank um Fischgründe und früher, vor allem, Neid, Strandgut und den „gesegneten Strand", um den man in den Kirchen bat, betreffend. Verfielen doch Schiff und Ladung bei einer Strandung nach dem Strandrecht den Strandbewohnern. Also: Erscheinen da eines Tages einige Zingster vor dem Himmelstor und erfahren zu ihrem Leidwesen, daß der Himmel bereits voll sei. Vor allem habe man von den Hiddenseern, den alten Krakehlern, genug und übergenug. Na, wie es denn sei, wenn man sie hinausschaffe! — Ja, dann ... Man macht also das Himmelstor auf; ein Zingster stellt sich darin auf und schreit in den Himmel hinein, daß es selbst die kartenspielenden Hiddenseer hören müssen: „Hiddenseer, Schipp up'n Strand, Schipp up'n Strand!" — Der Erfolg ist verblüffend: die Karten fliegen in eine Ecke; Tische stürzen, Stühle kollern, und in hellen Haufen stürzt sie heraus, die nach Beute lüsterne Schar der Hiddenseer. Und friedlich ziehen die guten Zingster in den Himmel ein ... Eine ganz ähnliche Sage ist in Leba, am östlichsten pommerschen Strand, lokalisiert, und der in Kolberg geborene Dichter Hans Benzmann hat sie in eine feine dichterische Form gebracht. —

Was sonst noch erzählt wird.

Unerschöpflich ist der Pommer, wenn es gilt, Anekdoten zu erzählen. — Die Anekdote ist die schlichte, dem Unterhaltungsbedürfnis entgegenkommende Volkserzählung in kürzester Form. Sie will in traulicher Stunde und gemütlicher Runde erzählt und belacht werden. Sie

knüpft meist an menschliche Schwäche an, hat also unendlich viel Stoff. Aus ihrer Fülle hat Fritz Reuter das Material für seine Läuschen und Rimels geschöpft. Sie ist auch heute noch ein unergründlicher Born für manche plattdeutschen Dichter.

Knüpft die Anekdote an geschichtliche Persönlichkeiten an, wird sie zur Sage, zur Legende. Längst ist der Alte Fritz, ist der Alte Wrangel zur Sagenfigur auch im pommerschen Volke geworden, wiewohl freilich manches, was da erzählt wird, „importiert" sein mag und vom Volke „zu eigen" angenommen worden ist. Im übrigen erscheint die Sage als im Volke entstandene Erklärung und Ausdeutung von Geheimnisvollem in Natur und Menschenleben, in Vergangenheit und Gegenwart. Das kann in ernsthafter Weise und in schmunzelnder Behaglichkeit geschehen, ohne Nebenabsicht, aber auch unter Einschaltung moralischer Absichtlichkeiten. Betrachten wir einmal die von Haas aufgezeichnete Rügensche Mondsage:

„Ein Mann wollte Kohl stehlen, und da die Nacht dunkel war, so glaubte er, niemand könne ihn sehen. Schon hatte er einen ganzen Sack voll Kohl gestopft und auf den Rücken geworfen, da trat der Mond plötzlich hinter dem Gewölk hervor, und der Dieb ward entdeckt. Zur Strafe muß der Dieb mit seinem Kohlbündel nun bis in alle Ewigkeit im Monde hocken. Und das ist keine geringe Strafe, denn er hat an seiner Bürde schwer zu tragen, und man sieht deutlich, wie er mit gekrümmtem Rücken und auf seinen Stock gestützt dasteht." — Dann ergibt sich zweierlei: 1. die weit verbreitete und uralte Deutung der geheimnisvollen Schattenpartien auf der Mondscheibe als „Mann im Monde" und 2. die Absicht, ein Beispiel zu geben für die schwere Bestrafung eines Kohldiebes.

Nicht weniger interessant ist es, wie sich das Volk, indem es höchstes Lob erteilen will, den Alten Fritz als bäuerlichen Schlaukopf denkt, der seine Ueberlegenheit dazu benutzt, um andere auf die Probe zu stellen und zu foppen. „Einst bewarb sich ein Pastor um eine Pfarrstelle beim Alten Fritz und sollte nun Probepredigt halten. Er erhielt den Text der Predigt in einem verschlosse-

nen Briefumschlage mit der Bestimmung, ihn erst auf der Kanzel öffnen zu dürfen. Der Sonntag kommt, und mein Pastor steht vor dem König und der Gemeinde. Er öffnet den Brief und zieht einen Zettel heraus, der unbeschrieben ist. „Hier ist nichts", murmelt er und dreht ihn um. „Und hier ist auch nichts, und — aus Nichts hat Gott Himmel und Erde geschaffen ..." Und dann hielt der Pastor eine Predigt, daß alle nur so staunten, am meisten aber der König! Er bekam natürlich die Pfarrstelle und hat sie getreulich verwaltet."

Nicht vergessen wollen wir, daß auch Till Eulenspiegel in Pommern gewesen ist (angeblich zwischen 1310 und 1350) und in den Erzählungen des Volkes spukt. Bald hier, bald da wissen Schwänke von seiner Anwesenheit zu berichten; am besten hat die alte Schwank-Ecke im Bereiche des Gollen, zwischen Mühlenbach und Zanower Jordan (!), sein Andenken bewahrt. So soll er bis in die dem Meere nahen Dörfer Nest und Jamund gekommen sein. In Nest habe er nach den Nestern gesucht, heißt es, in denen seiner Meinung nach die Leute dort wohnen müßten, und in Jamund habe er sich gewundert, daß die Leute daselbst manchmal statt des „Ja" aus ihrem Munde auch ein „Nein" hören ließen. Wir sehen, die beiden kleinen Scherze können nicht alt sein, da sie sich auf die neuzeitlichen Namensformen der beiden Orte gründen! In Köslin gab sich Till noch einmal in die Lehre zu einem Schneider. Hier grübelte er viel über den Vers nach: „Und was ein richt'ger Schneider ist, muß wiegen sieben Pfund." Jedenfalls, ein richtiger Schneider wollte er werden, und als er eines Sonntags das kleinste Kind der Meistersleute und das Haus hüten mußte, ging er ans Werk. Er nahm das Kind aus der Wiege, suchte sich sieben Pfundgewichte zusammen, legte sie in die Wiege und begann, die sieben Pfund zu wiegen, stundenlang zu wiegen ...

Allerlei Gereimtes.

Sang und Reimerei — als Tanzlied, als Scherzlied, als gereimte Ortsneckerei u. a. m. — gehören unzweifelhaft auch zum pommerschen Volkstum. Die zur Zeit noch immer erfolgende Sammlung des poetischen Volksgutes unseres Volkes erweist sich auch in Pommern als äußerst ertragreich. Wieviel davon freilich wirklich auf pommerschem Boden erwachsen ist, ist eine andere Frage. Austausch hat allezeit stattgefunden. Musikanten und Handwerksburschen, Soldaten und allerlei wanderndes Volk halfen Melodie und Wort verbreiten. Ja, Tanz und Tanzlied wanderten vor 100 und mehr Jahren so gut wie heute die Schlager. Tanzlieder, wie das aus Eventhin berichtete

„Riet dere Katt dere Schwanz ut,
riet'n ok nich ganz ut,
lat ok noch en Bitzke stoahn,
dat sei kann noch muse goahn..."

sind unzweifelhaft städtische Machwerke. Wie anders mutet ein Scherzgedicht aus dem Gänseparadies des Rügenwalder Amtes an, weil es ganz auf niederdeutsch-pommersche Art ein lustiges Bild von lokalem Kolorit zeichnet:

„Als ick lach (lag) un schleip (schlief),
as de Bue mi reip (rief),
as dei Gäus mang de Hoawe ginge,
wull ick öewe Graowe springe,
plumps, da lach ick in!
Doa kam de Bue mit'm Lerresack,
un schlauch mi öwret Schulleblatt!
Teddedewedder! Wo knastert dat!"

Spottlust, wie sie ja in Pommern nun einmal zu Hause ist, spricht aus den wenigen und doch so weisheitsvollen Zeilen (wieder aus Eventhin):

„Nu latet us den Leiw begroawe;
dei Preiste will ne Doaler hoawe;
dei Köste schriet ut vulle Kähl,
dat em uk keen Pfennig fähl!" —

Aber sehen wir ab von Reimereien aus verschiedenen Anlässen, Liebesliedern, Soldatenliedern u. a. m., so tritt uns doch pommersche Art schlagend noch einmal im Angesichte von Tod und Vergänglichkeit entgegen, auf Grabmälern und auf Gedenktafeln in den Kirchen. Mag manches, was da steht, unfreiwilliger Humor sein; aber wer den Pommern recht kennt, der weiß auch, daß ihm eigentlich immer der Schalk im Nacken sitzt. Warum sollte also nicht noch in letzter Stunde ein Quell versöhnenden Humors emporsprudeln!

Da sind, bald nacheinander, Mutter und Sohn durch Unfälle zu Tode gekommen. Man hat ihnen in der Kirche zu Eventhin ein Epitaph aufgestellt mit einer gereimten Inschrift, die alle betrüblichen Umstände aufzählt und schließlich mit den Worten schließt:

„Drum Mensch, du runder Erdenball,
Bedenk der beiden Todesfall.
Wie plötzlich kann man sterben!
Gib gute Nacht der Eitelkeit
Und mache Dich zum Tod bereit!"

Ebenfalls auf einen Unfall bezieht sich die Grabinschrift, die Rosenow im Rügenwalder Amt aufzeichnete:

„Der Weg zur Ewigkeit
ist gar nicht weit.
Um neun Uhr fuhr er fort,
um elfe war er tot."

Den Vogel abgeschossen aber hat jener Tischler, der die Inschrift auf einem Grabkreuz dergestalt anbrachte, daß man auf der einen Seite las:

„Allzufrüh trank er den Bittern"

und auf der andern

„Kelch des Todes."

Von allerhand Kurzweil.

Auch im reichen Schatz pommerscher Volksrätsel wird man nicht vergebens nach dem Menschen und Dinge, Belebtes und Unbelebtes, Alltägliches und Besonderes vergoldenden Humor suchen. Im Grunde genommen ist

ja das Volksrätsel im Gegensatz zu den meisten Kunsträtseln ein Produkt zwar feiner, aber doch gemütlich-humorvoller Betrachtung von Mensch und Umwelt. Es will nicht so sehr Verstand und Wissen auf die Probe stellen, als in harmloser Weise foppen. So heißt es im Weizacker (nach Holsten): „Sitt upt Dack, süht ut as'n Katt, is ober kein Katt!" Schwerer und nur für den Kenner ländlicher Verhältnisse zu erraten ist: „Geht ämern Hof un lett 'n grönen Teller fallen ..." — Allerdings sind gerade die Volksrätsel an keine Landschaft gebundenes Wandergut. Selbst in Pommern kann ein und dasselbe Rätsel in landschaftlich verschiedenen Fassungen vorkommen. Ein Beispiel mag das zeigen. In der Sammlung „Rad to, wat is dat?" von Brunk heißt es:

„In meines Vaters Garten
da stehn zwei Reihn Soldaten.
Es regnet nicht, es schneiet nicht,
sie sind doch immer naß.
Rate, was ist das?" —

Kürzer und anschaulich treffender, gleichzeitig mit einer naheliegenden Ergänzung, fragt man im Weizacker: „Ganze Stall voll Peer (Pferde) un roje Pete (roter Peter) mang?" — Und wieder in anderer Gestalt verbirgt sich die Wahrheit im Kreise Lauenburg: „En minen Stall stoan two Reige witte Heinor un in de Midd ei rode Hoahn." Jedenfalls hat sich das vorliegende „Volksrätsel" in den plattdeutschen Fassungen zu einer höheren Stufe künstlerischer Gestaltung erhoben als in der Fassung von Brunk.

Am Rätselraten beteiligen sich in stillen Stunden wohl auch die Erwachsenen, besonders im Winter. Vor allem die Mutter, wenn es sich um ein Ratespiel mit Nüssen um die Weihnachtszeit handelt. Nämlich so: Sie nimmt in die eine Faust mehrere Nüsse, die andere läßt sie leer. Läßt die geschlossenen Fäuste schnell um einander kreisen, legt sie dann aufeinander und spricht zum Kinde: „Runne, runne Roß, wo wohnt Voß? Bowen oder bunne?" Wer richtig rät, nämlich in welcher Faust die Nüsse sind, der erhält sie.

Kurzweil der Größeren war früher die Spinnstube. Wie man sich daselbst seines Lebens freute, ist bekannt. Gesang, Spiel und Geschichtenerzählen nahmen einen großen Raum ein. Geschichten, je gruseliger, desto besser! Ein Beispiel aus der Gegend von Bublitz.

„Wir sind immer gelaufen, wenn wir abends an der Kirche vorbeikamen, auf dem Wege von der Spinnstube nach Hause. Bloß ein Mädchen ging immer allein. Eines Abends haben wir sie gefragt: „Grugelt di nich?" Da hat sie uns ausgelacht. Wie sie aber wieder eins spät an der Kirche vorbeikommt, steht da ein Kerl, behält die Mütze auf und sagt kein Wort. Sie denkt, daß ist einer von den Bengels aus der Spinnstube, der ihr grugen machen will, und geht hin, nimmt ihm die Mütze ab, gibt ihm eine Ohrpfeige und läuft weg. Wie sie aber zu Hause ist, wird ihr doch so angst und sie kriecht zu ihrer Mutter ins Bett. Mitten in der Nacht klopft es ans Fenster, und einer sagt: „Ick will min Mütz hebbe!" Aber sie haben sie ihm nicht gegeben vor lauter Angst. In der nächsten Nacht ist er wiedergekommen. Da sind sie, Vater und Mutter und das Mädchen, am Tag darauf zum Pastor gegangen und haben ihn um Rat gefragt. Der hat geraten, dem Gespenst den Hut um Mitternacht zur Kirche zurückzubringen. Und um Mitternacht sind sie alle, der Pastor mit dabei, zum Friedhof gezogen. Da stand auch das Gespenst schon. Aber von der Hand des Pastors wollte es den Hut nicht nehmen. Wie ihm aber das Mädchen den Hut reicht, da haut es zu und gibt ihm eine solche Ohrfeige, daß es verschwunden war. Man hat es erst am nächsten Tage an der Kirchhofmauer tot aufgefunden."

Vom pommerschen Appetit.

Residierte da von 1485 bis 1494 in Pommern ein Bischof Benedikt von Waldstein, vielleicht mehr der guten Einkünfte wegen, als aus Zuneigung zu seinen Untertanen. Denn von ihm haben wir den auf seine Rügenschen Landeskinder gemünzten Ausspruch: „Wenn du nicht imstande bist, sieben Mahlzeiten auf einmal zu verzehren

und dazu noch ein Käseungeheuer, so wirst du kein echter Rügianer sein." — Und ein anderes Zeugnis:

Wenn in mittelalterlichen Tagen ein Handwerksmeister in die Zunft aufgenommen wurde, mußte er Altersleuten und Angehörigen eine „Köst" ausrichten. Dabei wurden Schüsseln serviert, aus denen je vier Personen gemeinsam zulangten. Was dabei verzehrt wurde, zeigt ein „Menü" aus Greifswald vom Jahre 1666: 1. je eine trockne Schüssel, enthaltend 1 Schinken, 1 Zunge und 4 Würste; 2. je eine Schüssel mit Grapenbraten und Pflaumen; 3. eine Schüssel mit Schaffleisch und Petersilie; 4. eine Schüssel mit Lamm- und Schweinebraten; 5. eine Schüssel mit Reis und Zucker; 6. Käse und Butter (d. h. auf 8 Personen ein ganzer Holländer und 6 Pfund Butter); 7. Konfekt; 8. Kuchen.

Ich glaube, davon konnte man satt werden! Und ist es da ein Wunder, daß man dem Pommern das hübsche Wort in den Mund legt: „De Goas (Gans) is'n narrschen Voagel, tom Frühstück is dat 'n bäten to väl un to Middag nich recht naug (genug)." Kein Wunder, wenn Fritz Reuter dichtete:

„De pommersch' Bur, dei is tau kenn'n,
Wenn hei't Gewehr föt bi dat Enn,
Wenn hei den Kolben fluschen lett
Un wenn hei dicke Erbsen frett."

Bekannt sind die tagelangen Bauernhochzeiten, für die bereits zeitig vorher gespart und zubereitet ward, was die eigene Wirtschaft lieferte, und die so umfangreich ausfielen, weil sich jeder im Dorfe geladen fühlte. „Ett un drink, as wenn't dien Eegen is", mahnt der Gastgeber; denn der Pommer ist gastfrei. Und der Gast denkt: „Lieber den Bauch verrenken, als dem Wirt was schenken!" Ja, er wünscht: „Wenn nu d' Buuk (Bauch) ne Schündäl (Scheunendiele) wär..." Und wenn er sein Möglichstes getan hat, dann stöhnt er in satter Behaglichkeit: „So, nu Dank ick! Ick hew naug; ick bün vull! Ick will nich mihr, zum Donnerlüchting; ick bün Frätt ut Pommerland."

Ein Gutsherr wettet, daß sein Kutscher Johann ein Kalb von 1½ Monaten verzehren könne. Man kommt zu-

sammen und setzt Johann das Kalb, auf die verschiedenste Art zubereitet, vor. Johann stopft die ihm völlig fremden Dinge schwitzend und schmunzelnd hinein. „Daß du mich nicht im Stiche läßt", mahnt sein Herr. Aber Johann läßt sich nicht stören und murmelt bloß: „Ick war nich, Herr!" Bald ist die letzte Haxe verzehrt, da fragt sein Herr noch einmal: „Na, Johann, möchtest du noch mehr?" Und erhält zur Antwort: „Nee, Herr, lieber nich! Denn ick mein man: wenn nu dat Kalw nich ball kümmt, denn war ick't woll nich mihr ganz schaffe käne!"

„Geschichten", wird man mir sagen, „erfundene Geschichten von A bis Z!" Na, meine Herrschaften, ob nicht ein Kern von Wahrheit darin sein mag! Denn ich gedenke einer erst wenige Jahre zurückliegenden bäuerlichen Festivität auf Usedom. Des Servierens wollte kein Ende nehmen, und nach jedem Gang ward der Ruf an der Tafel laut: „Natrum! Natrum!" (Natron!) Kurz, man nahm eben Natron, und konnte wieder weiter essen... Noch mehr essen, viel essen...

Pommersche Delikatessen.

Im Sprichwort heißt es: „Ein pommerscher Magen kann alles vertragen!" Sicher, wenn es sein muß. Vor hundert Jahren sammelte man aus Not in Drawehn bei Bublitz den Queckensamen und vereinigte ihn mit andern Dingen zum Brotteig. Not bricht Eisen!

Im übrigen ist man in Pommern in früheren Zeiten nie reich genug gewesen, um sich viel nach ausländischen Delikatessen umzusehen. Man aß, was das Land hervorbrachte, und fand mit diesen Gaben nicht immer den Beifall der andern. Ein bischöflicher Koch italienischer Herkunft schrieb vor etwas mehr als 500 Jahren den Pommern ins Stammbuch: „Alli mali, pulli nulli, prisciculi parovi; Hering, Flackfischi, Dorschi sund pommersche Richtky". (Zu deutsch: Schlechte Aale, keine Hühnchen, kleine Fische, Hering, Räucherfisch und Dorsch sind die pommerschen Gerichte). Das hat sich aber in einer Hinsicht wohl bald geändert. Insofern nämlich, als die pom-

mersche „Veredelungswirtschaft" recht früh schon die Rügenwalder Gans und ihre leckersten Bestandteile erfaßte, als man sich schon im 16. Jahrhundert aus Pommern Maränen verschrieb und pommersches Bemühen in jüngster Zeit seine Anerkennung darin gefunden hat, daß heute der „Stolper Jungchen" als der beste Camembert-Käse der Welt bezeichnet wird.

Indessen wollen wir wieder ins „Volk" steigen, insonderheit ins ländliche, und da einmal auf den Tisch gucken. Erbsen sind ein altes deutsches Gericht, vor allem in Heils-(Fest-)Zeiten. Mit seiner Vorliebe für Erbsen und Speck bezeugt der Pommer gewissermaßen sein Deutschtum. — Stampfkartoffeln mit Buttermilch werden in heißer Erntezeit nicht verachtet. Freilich, wenn sie die Bäuerin Tag für Tag vorsetzen wollte, wäre sie bald in aller Munde. Denn schon hat eine Magd geplaudert, und nun jammert sie: „Dat mußt oawe ok ni segge! Ick hew no imme en Zipoll rannebroade". — Butter! Ja, Butter spielt eine große Rolle. „Wenn eine ne Steie in Botte bröd, dei Soß schmeckt uck noch gaud." Bauer Witt hat nach hitziger Frühарbeit sein „Kleinmittag" (erstes Frühstück), die Büchse mit Butter, Brot, Eier, Speck, am Wiesenrande ausgebreitet. Ehe er es sich aber versieht, wälzt sich ein Frosch in der weichen Butter. Witt packt ihn mit der rechten Hand bei den Beinen und zieht ihn durch den Mund, um die Butter abzulecken, dann mit der linken und schleudert ihn schließlich mit den Worten fort: „Du oll dumm Pogg, wat wist du in min Botterbüß!" —

Bei Festlichkeiten bringen die Gäste Butter und Milch mit als Zugabe zum Mahl. Die Butter war nicht selten in Schablonen geformt, die man aus Wruken schnitzte. Denn groß war der Verbrauch davon und unmöglich, den Bedarf aus der eigenen Wirtschaft zu decken. Man bedenke: es gab abgekochte Fische (trocken) und dazu dicken Reis. Aber mitten in dem heißen Reis war eine Kuhle, und dorthinein kam ein Riesenklumpen Butter. Man schöpfte zu Fisch und Reis von der zerlaufe-

nen Butter mit Eßlöffeln und erwartete, daß der Vorrat immer wieder ergänzt wurde. Dazu gehörte schon etwas!

Milch gilt (oder galt) weniger. Man setzt sie dem gerade vorsprechenden Herrn Pastor vor und nötigt: „Drinke S' man, Herr Pastuhr, 't kriegen süs doch man d' Schwien!" Große Kochkünste werden zwar nicht verlangt, doch muß alles „seinen Schick" haben, auch die gern gegessenen Klieben (Milchsuppe mit Roggenmehlklößchen), die leicht zu dick und zu hart werden. „Dave kann eie Wallach up danze, seggt dei Bue, as em sin Fru tau dick Klieve uppe Disch bröcht!"

Und noch ein anderes ist wichtig: „So as du etst, so arbest ok." Das heißt: ein schneller Esser ist auch ein schneller Arbeiter, was wohl beachtet wird, wenn man dem Gesinde mit Absicht, ehe man fest mietet, erst eine Mahlzeit vorsetzt...

Schlachtfest und Martinsgans.

Schlachtfest! Woher? Warum? — Sobald in fernsten Jahrhunderten deutscher Zeitrechnung der Winter nahte, wurde das Vieh von der Weide geholt und aus Mangel an Stallung und Futter bis auf die Zuchttiere abgeschlachtet. Viel des Fleisches verstand man zu konservieren; den Rest verzehrte man sogleich und trank dazu den ersten mit dem Honig der neuen Ernte gebrauten Meth. Das ward der Ursprung unseres Schlachtfestes auch im pommerschen Lande!

Später, als man vom Bauern als solchem reden konnte, als der bäuerlich-christliche Kalender sich ausbildete, da fiel diese Schlacht-Frohzeit mählich auf den 11. November, den Martinstag. „Martini" ward zum bäuerlichen Neujahr, dem Ziehtag des Gesindes, dem Zahltage von Abgaben, die oft in Gestalt von Geflügel, z. B. an die Klöster, gezahlt wurden, Hühnern, Gänsen, der — Martinsgans. Und so entstand der köstliche Vogel, geschichtlich beglaubigt, nicht als Produkt der Völlerei, sondern als Gemeingut des deutschen Volkes.

Miejska Biblioteka Publiczna BIBLIOTEKA CENTRALNA

Ja, im „Abenteuerlichen Simpliziſſimus", dem 1668 erſchienenen Roman vom Dreißigjährigen Kriege, von Grimmelshauſen, heißt es: „Um ſelbige Zeit fiel Martini ein. Da fängt bei uns Teutſchen das Freſſen und Sauffen an und währet bei teils bis in die Faſtnacht."

Alſo, Herz, was willſt du noch mehr! Schlachtfeſt, Martinsgans! Es hat alles ſeinen kerndeutſchen Urſprung. Und ſollten wir Pommern nicht unſerer Väter würdig ſein und bleiben?

Uralt iſt, wie ſchon erwähnt, in punkto Gans die Rügenwalder Veredlungswirtſchaft. Im Jahre 1610 ladet Herzog Bogislaw XIV. den Herzog Franz von Alten-Stettin brüderlich zum nächſten Martini-Abend nach Rügenwalde zur Martinsgans ein. Und 160 Jahre ſpäter achtet Friedrich der Große gar wohl darauf, daß zur gegebenen Zeit die Martinsgans aus der alten Herzogsſtadt auf der Tafel zu Sansſouci erſcheint.

Kein Wunder, daß die Gans um ſo vieler Ehre Willen ihren Kopf für ſich hat, und wer als Menſch und erſt recht als Pommer ebenfalls auf ſeinen Kopf beſteht, von dem ſagt man, er ſei „dickköpſch as'n Rüjewolſch Gaus".

Pommerſcher Durſt.

„Der Pommer ſäuft Winter und Sommer", heißt es im Sprichwort. Als wenn anderswo in Deutſchland nicht auch getrunken würde! Und wenn ſchon in Pommern ein größeres und öfteres Bedürfnis vorliegen ſollte, möchte dann nicht am Ende das Klima dabei mitſprechen und der Wunſch, das ſchwerfällige Geblüt ein wenig in Wallung zu bringen? Aber auch ſonſt in knifflichen Lebenslagen, die ſich nicht mit ſchwieliger Fauſt meiſtern laſſen, holt ſich der Pommer gern Mut aus einem Trunk, denn: „Ick mut Hülp hewwe (Hilfe haben)", ſär de Buer, „Jung, lop un hal mi ein Buddel Brannwien!"

Und der pommerſche Durſt iſt uralt. Schon die pommerſchen Herzöge wendiſchen Stammes gingen ihren deutſchen Untertanen mit beſtem Beiſpiel voran und tranken

ihr altes Geschlecht schließlich zu Grabe. Und die Untertanen? „Ich bin ein pommerscher Edelmann; ich habe getrunken, was ich kann, auf langes Leben des gnädigen Fürsten. Wer nicht trinkt, mag dürsten", lautet eine alte Pokalinschrift. Man erinnere sich auch des trinkfesten Helden der prächtigen Novelle von Hans Hoffmann, „Der grobe Pommer". Was Wunder, daß ein 1621 in Coburg gedruckter Trinkspruch lautet:

Tut drauf einen Trunk, einen guten Trunk,
Einen Martenstrunk, einen pommerschen Trunk,
Neun Züge und beide Backen vull,
In unico hypocaustu, ja, haustu...

Ja, es war ein lustiges Leben, da im Jahre 1600 der weltliche Fürstbischof Casimir mit seinem herzoglichen Gast aus Braunschweig „seine gute Stadt" Kolberg besuchte. Drei Tage lang zechte man auf dem Rathaus und machte bei der Gelegenheit die Entdeckung, daß die Barttracht der Kolberger Ratsmannen nicht hoffähig sei. Und also bestellte man der Stadt Barbiere aufs Rathaus und, während das Gelage weiterging, ward dem Kolberger Rat der Bart geschnitten...

Daß man aber des Trunkes und seiner Sitten in allen Kreisen Pommerns froh war, das ließe sich aus bald hier, bald dort gesammelten Trinksprüchen belegen, von denen wir nur den einen, aus Fiddichow stammenden, aber auch aus andern deutschen Gauen belegten Spruch, nennen:

Kaiser Karoliussen sin bestet Perd,
Und dat was eene Stute.
Dat eene Ooge was nüscht wert,
Dat and're was rein ute.

Jedenfalls hat man früher einen tüchtigen Schluck am Leibe gehabt. Mußte doch bei dem bis 1810 üblichen Pfingstbiertrinken in der ehemaligen Gemeinde Amtswiek bei Cammin jeder im Jahre vorher in die Wirtschaft gekommene Besitzer einen Humpen — ein Wisenthorn aus Herzogstagen — leeren, das zwei Liter faßte.

Und zum Schluß: Jochen fährt zur Stadt, und damit er sich nicht bei Bier und Schnaps in der Ausspannung festlegt und sein gutes Geld vertut, hat Mutter ihm zum

Frühstücksbrot auch eine nicht zu kleine Flasche mit Kümmel, wohl verpackt, mitgegeben. „Dat is före Döst! Dat du mi nich eje dobi gest, eje du up'n Markt bist un dei Farke (Ferkel) verköfft hest!" Und Jochen fährt los.

Unterwegs wird ihm bald der Hals trocken, und die Flasche will ihm nicht aus dem Sinn. Er holt sie aus der Tasche, schüttelt und horcht... Da ist es um ihn geschehen, wiewohl er erst eine knappe halbe Stunde unterwegs ist. Er wickelt die Flasche aus, entkorkt sie und will sie eben zum Munde führen, da stutzt er, und sein Blick wird starr. Eilig wickelt er sie wieder ein... Und warum das alles?

Nun, auf der Flasche klebte ein Zettel, und auf dem Zettel stand mit der Bäuerin ungelenken Schriftzügen: „Du Lump! Is hier all 't Kösline Farkemarkt?"

Der Bauer und der liebe Gott.

Des niedersächsischen Menschen Verhältnis zum lieben Gott wird am besten durch seine Gotteshäuser gekennzeichnet. Breit und erdverbunden stehen sie da, trotzig und wehrhaft vor Menschen; aber ebenso trotzig recken sie sich gen Himmel, als wäre auch dort jemand, mit dem sich unter Umständen ein derbes Wort reden ließe.

Und so ist auch die Frömmigkeit des Bauern im gewissen Sinne praktischer Art. „Erst die Arbeit, dann der Lohn", gilt ihm auch auf religiösem Gebiet. Die Arbeit, wachsen und gedeihen zu lassen, ist Gottes; der Lohn folgt beim Erntedankfest. Aber so vermenschlicht, ja, kameradschaftlich, ist dieses Verhältnis, daß er den lieben Gott durchaus nicht zu beleidigen glaubt, wenn er ihm nicht in allen Dingen unbedingtes Vertrauen entgegenbringt. Darum meint er: „Unsen Herrgott is nich to trugen (trauen)" und — wendet sein Heu am Sonntag. Schiebt also in echter Bauernschlauheit die Schuld an seiner Sonntagsentheiligung dem Herrgott in die Schuhe.

Und: erst die Hilfe, dann der Dank, oder, wird die Hilfe nicht mehr nötig, kann man die Bitte um Hilfe zurücknehmen und den Dank sparen. Nämlich: der Bauer will eines Tages auf das Mittelfach der Scheune steigen.

Warnt ihn seine Frau: „Seih di blot vör! Wenn du doar runnerfillst, breckst du di dat Genick!" — „Ick war doch nich", sagt der Bauer, „hull ma die Schärt (Schürze) up!"

„Räd ma kein dumm Tig! Dat Unglück schleppt nich!" — Und der Bauer klettert hinauf. Aber kaum ist er oben, so kracht ein Brett. „Leiw Gott, hilf!" schreit er noch und saust in die Tiefe und — mitten in einen Heuhaufen hinein. Rappelt sich daraus hervor und meint ganz trocken: „Nu is't nich mehr needig!"

Der Bauer und der Teufel.

Im steten Kampfe fühlt sich der Bauer mit dem Teufel. Seinen Grund hat das darin, daß da eigentlich uralte heidnische Vorstellungen von Dämonen, Riesen und sonstigen Geistern nachspuken, die die christliche Kirche später in den Teufel mit seinem Anhang umgedeutet hat, um sie zu „verchristlichen" und damit gewissermaßen salonfähig zu machen. Dabei wird der Teufel schließlich wie der liebe Gott vermenschlicht und — noch mehr — zu einer etwas komischen Figur. Wie sagen doch die Sprichwörter: „Dat Krut (Kraut) kenn ick, sä (sagte) de Düwel, da sett he sich in de Brennetteln!" Oder: „Wo man singt, da laß dich ruhig nieder, säd de Düwel, don sett' hei sich in'n Immenschwarm (Bienenschwarm)."

So etwas ist dumm von dem Teufel, und darum sucht man ihn auch zu betrügen, wo man kann; insonderheit aber, ihm schon verfallene Seelen wieder abzujagen. Ich erinnere an die bekannte Sage von den Maränen im Madüsee und den Abt von Colbatz. Am köstlichsten ist aber der von Knack aufgezeichnete Schwank von dem „Nüllhuhnküken".

Der Teufel hat einen Bauern reich gemacht. Nach einem halben Jahre will er sich seine Seele holen, es sei denn, der Bauer könne ihm einen Vogel zeigen, den der Teufel noch nie gesehen habe. Als die entscheidende Stunde naht, offenbart sich der Bauer in seiner Not seiner Frau. Sie weiß Rat. Kurz bevor der Teufel

kommen muß, zieht sie sich nackt aus, steigt in eine Teertonne und wälzt sich dann in den Federn eines aufgeschnittenen Bettes. Und wartet! — Der Böse erscheint und frohlockt: „Wo hast du nun den seltenen Vogel?" Da öffnet der Bauer die Kammertür, und erschrocken prallt der Teufel zurück. „Das ist ein Nüllhuhnküken", erklärt der Bauer. Aber der Böse hat genug. „Wenn das das Küken ist, dann will ich die Klucke erst gar nicht sehen," meint er und verschwindet . . .

Natürlich sucht der Teufel List mit List zu vergelten, und besonders die Schatzgräber wissen von ihm zu berichten. Stehen doch vergrabene Schätze unter dem Schutze der Hölle, und ihre Erlangung ist an die Erfüllung gewisser Bedingungen geknüpft, unter anderem der Schweigsamkeit während der Arbeit. Ein Beispiel, wenn es auch etwas drastisch ist:

Mehrere Männer hatten mit Erfolg gegraben und schon einen schweren Kessel mit Geld am Haken, um ihn zu heben (natürlich um Mitternacht). Da sehen sie ein Schaf kommen, das ein Fuder Heu zieht. Aber sie unterdrücken jeden Laut des Staunens. Auch noch, als ein Huhn mit einem hochbeladenen Erntewagen vorbeikommt. Schon ist der Kessel über der Erde. Da aber erscheint der Böse, klappt einem der Männer, die gebückt dastehen, aufs Gesäß und ruft: „Hest schäte . . ." „Dat is nich woahr!" schreckt der Beleidigte empor, und schon sind Teufel und Kessel und Geld verschwunden.

Ich meine, so gemein kann eben nur ein Teufel sein.

Der Bauer und die Gelehrten.

Nichts ist so sehr von nicht vorher bestimmbaren und nachher wenig oder gar nicht zu meisternden Faktoren abhängig (Wetter, Schädlinge, Preisbildung) als die Landwirtschaft. Und weil so immer noch die harte Faust, das offene Auge und der ausdauernde Fleiß in erster Linie den Erfolg bestimmen, schaut der Bauer mit einem gewissen Gemisch von Mitleid und Achtung auf die unter

ihm lebenden, aber besitzlosen „Gelehrten" herab, den Pfarrer und den Lehrer.

Ueberhaupt, Kultur! „De Kultur stiggt immer höger, sä de Bur, dunn kröp de Luus öwern Dörnsüll (Türschwelle)." Klaren Auges überschaut der Bauer das Leben der unter ihm lebenden „Gelehrten", und mit gesundem Urteil scheidet er zwischen Sein und Schein und setzt, wo es angeht, seinen Spott an, seine Kritik. Uebrigens hat diese Kritik hier wie in andern Fällen die allerverschiedensten Formen.

Schwänke und Sagen erzählen von Pfarrern, die der Teufel ihres gottlosen Lebenswandels wegen holt. Der Küster von Piepenburg sieht in der Trunkenheit einen Ziegenbock für den Teufel an und macht sich dadurch lächerlich, und was dergleichen Scherze mehr sind. Daß selbst im Reiche Gottes die Güter ungleich verteilt sind, geißelt der Volksmund:

„De Paster von Prohn
ett 'n fettet Hohn.
De Paster von Pütt
ett 'n Teller Grütt (Grütze).
De Paster von Vogd'hagen
kann an'n Knaken gnagen."

Und wer ahnte nicht das behagliche Schmunzeln im Gesicht dessen, der das schöne Wort erfand: „Kopparbeet is't schworst, säd de Bur tom Pastor, dat seh ick an min Ossen" (Ochsen, die mit dem Kopfe ziehen müssen).

Und so hoch der Geistliche als solcher und in seiner Gelehrsamkeit über dem sogenannten einfachen Mann zu stehen scheint, so sehr gönnt man ihm gelegentlich einen kleinen Reinfall, der ihn „dümpelt". Jedenfalls erzählt man sich in diesem Sinne Hunderte von kleinen Geschichten.

Da hat sich der Pastor von S. im nahen Städtchen mit allerlei Vorsicht ein Pferd gekauft, und am Abend stellt der Knecht doch fest, daß der Gaul auf einem Auge blind ist. Am nächsten Tage erregte Auseinandersetzung beim Pferdehändler, bis der mit echt bäuerlicher Schalk-

heit erklärt: „Wat deit em dat, Herr Paſter! Wat hei nich up'n Herweg ſieht, dat ſieht hei up'n Hinweg!" —

Ein Stück „Geiſtlichkeit" iſt ja auch der „Köſter", mit dem Lehrer, meiſt auch „de Köſter" genannt, vielfach in einen Topf geworfen. Seine Einkünfte waren früher ſehr gering, und er ſucht ſich bei Feſtlichkeiten im Hauſe der Bauern am Eſſen ſchadlos zu halten, muß ſich dafür aber auch den tiefſinnigen Spruch anhängen laſſen: „Ei is'n Ei, ſeggt de Köſter, un langt na't Goosei". — Im übrigen iſt er ein Feinſchmecker, und ſo neckt man ihn (nach Haas) auf Rügen:

„Bimmel, bammel, beier,
Köſter mag kein Eier.
Wat mag he denn?
Speck inne Pann, Speck inne Pann!
Kiek den ollen Leckermann!"

Wohl die grauſamſte Ironie und die Geißelung eines unwürdigen Zuſtandes von einſt enthält aber die aus Hinterpommern ſtammende Behauptung (nach Roſenow): „In Symbow bekommt der Küſter ſieben Scheffel Fichtäpfel zum Gehalt. Die muß er ſich ſelber ſuchen. Und wenn er dabei betroffen wird, hängt man ihn."

Was Recht iſt, muß Recht bleiben . . .

ſagt der Bauer und prozeſſiert, wenn es ſein muß, ein Leben lang um einen Quadratmeter Ackerbodens. Beſitz am Boden weckt das Herrengefühl, das ſein Recht bis zum letzten verteidigt.

Die nicht gerade zahlreichen Rechtsbräuche, die ſich in Pommern erhielten, ſind herausgewachſen aus der alten deutſchen Volksgemeinſchaft, ehe das Römiſche Recht und das Recht vom „grünen Tiſch" ſiegten. Noch ſtehen die alten Grenzſteine; aber die gemeinſamen Grenzbegehungen haben lange aufgehört. An die früher übliche Auslöſung von Anteilen der gemeinſamen Weide erinnern Namen wie Kavelwiſch, Holzkavel u. a. m. Ein Reſt allerälteſten Rechtsbrauchs aber hat ſich am Buckower

See erhalten, wo Eisfischerei-Grenzen dadurch abgesteckt werden, daß man eine Axt schleudert, die auf dem Eise weiterrutscht. In ähnlicher Weise markte man Grenzen schon in allerältester Zeit, indem man mit der Axt (als dem Hammer des Thor) oder einem Hufeisen (vom Pferde des Wilden Jägers) warf. Oder man ließ Räder (Sonne) rollen und bestimmte danach die Grenzen. Ja, als Kaiser Otto I. (936—973) nach der Eroberung Jütlands bis zur Nordspitze der Halbinsel vorgedrungen war, da warf er seinen Speer weit hinein in die Meeresflut, um auch von ihr Besitz zu nehmen.

Dann und wann sieht man sich auch heute noch am verbotenen Wege einem Strohwisch gegenüber, dem sichtbaren Ausdruck einstigen Pfandrechtes. Als Rarität findet sich außer in den Museen wohl hier und da noch ein Schulzenknüppel. Er wanderte einst als amtliche Beglaubigung mit einer schriftlichen oder mündlichen Kundgebung durch das Dorf. Als sinnliche Betonung des Eigentumsrechtes waren einst am Haus, am Gerät und am Vieh „Marken", einfache, aus Strichen zusammengesetzte Zeichen, angebracht. Diese Gestalt haben sie aus erklärlichen Gründen mit den Runen gemeinsam. Sie darum aber von Runen ableiten zu wollen, geht etwas weit.

Länge und Umfang der ländlichen Hochzeiten sind kein Zeichen von Völlerei. Uralte Dorfgemeinschaft, in Not und Arbeit, Freude und Leid bezeugt, zwang dazu, mit allen zu feiern. Pflege des Gemeinschaftsgeistes war es, wenn in Jamund ehedem von Weihnachten bis Ende Januar die „Besuchszeiten" üblich waren, die die Dorfbewohner bei fortgesetzten Gastereien einander näher brachten.

Auch ein Dienstboten-Recht war bis in jüngste Zeit vorhanden. Saß das Gesinde mit am Tisch, geschah es in bestimmter Reihenfolge. In der Weizackerkirche saßen die Pferdeknechte vorn, dahinter die Ochsenknechte und zuletzt die Schäferjungen. Die Jamunder Hofknechte bildeten eine Innung mit feststehenden Bräuchen.

Und wo am Wege die sogenannten „Mordkreuze" stehen, in Sommersdorf, Franzburg, Stargard, Pase-

Niedersachsenhäuser in Kamp. Phot. Reepel.

Vierkanthof in Hohendrosedow. Phot. Reepel.

walk usw., da sind sie nicht nur Gedächtnismale, sondern aus dem „Sühnegedanken des alten germanischen Rechts zu erklären".

Junge, Bengel und Kerl.

Wer im Volkstum nicht mehr wurzelt, wird sich zwar den „Jungen" als Anrede gefallen lassen, aber „Bengel" und „Kerl" für Bezeichnungen halten, die bis stark an die Grenze des Schimpfwortes herangehen. Und hat damit gründlich unrecht! Denn „Junge", „Bengel" und „Kerl" sind die noch heute in Hinterpommern durchaus bekannten Kennzeichnungen von Entwicklungsstufen des ländlichen männlichen Individuums.

Bis zur Konfirmation ist man ein „Jung"; dann wird man ein „Bengel" und bleibt es bis zur Verheiratung oder, wenn unverheiratet, bis zum Lebensende. Mit der Verheiratung erwirbt man den Titel „Kerl". Doch wird man füglich noch zwischen „'n jungen und 'n ollen Bengel" und „'n jungen und 'n ollen Kirl" unterscheiden müssen. Dabei wird eifersüchtig darüber gewacht, daß jedem als Anrede wird, was ihm zukommt. Zwei Beispiele mögen das erweisen.

Ein Bauer schickt seinen eben eingesegneten Sohn ins Pastorhaus mit einer Bestellung, und das Dienstmädchen redet ihn mit „Junge" an, worauf die Zurechtweisung erfolgt: „Marie, weitst du dat nich: ick bin 'n Bengel un keen Jung . . ."

Und das zweite Beispiel, eine Ueberlieferung aus der eigenen Familie und besonders überzeugend: Ein Bruder meines Vaters reist zu Anfang der Universitätsferien nach Hause. Bis Köslin trägt ihn die Eisenbahn; dort sucht er sich — es ist Sonnabend — auf dem Markt „Gelegenheit", also ein Ackerbürgerfuhrwerk, das ihn gegen eine Kleinigkeit mit nach Pollnow nimmt. Dabei trifft er ein Fuhrwerk aus einem Nachbardorf und trägt dem Kutscher, ohne seinen Namen zu nennen, Grüße an die dort wohnende Verwandtschaft auf. Und der Kut-

scher bestellt die Grüße auch. Aber niemand weiß, woher sie kommen. Immer wieder befragt, weiß er nur als Antwort: „Jao, dat was so een Herr Bengel, de mi dat seggt hett . . . ."

Jugend — Heirat — Liebe.

„Jugend — Heirat — Liebe . . ." seltsame Reihenfolge! Und doch ist es im Volke, vor allem im Bauerntum als eigentlichem Träger von Volkstum und Ueberlieferung, sehr selten so gewesen, daß sich die Gleichung ergab Jugend + Liebe = Heirat. Das Geld und praktische Erwägungen gaben recht häufig den Ausschlag. Es sei an den auf Mönchgut früher üblichen Brauch erinnert, daß einer Witwe zunächst als Versorgung ein junger Mann zustand, der sich nach ihrem Tode wiederum eine junge Frau ins Haus holte. Auf der Insel Ummanz (zwischen Rügen und Hiddensee) übte man den Verspruch im Kindesalter. Die Heiraten im reichen Bauerntum Jamunds beschränkten sich lange Zeit nur auf die Dörfer Jamund und Labus. Ob also da viel Platz für Liebesheiraten übrig blieb? Aber vielleicht klingen gerade darum die Lieder von Liebe und Scheiden im Volksmund so doppelt wehmütig!

Natürlich schauen „Bengels" und „Mäkes" oder „Dirns" nacheinander aus. Man singt und tanzt und spielt miteinander und wartet ab. Als sich am 15. Juni 1817 der nach Rußland reisenden preußischen Prinzessin Charlotte am Fuße des Gollen bei Köslin Jamunder Mädchen in Tracht vorstellten, darunter die als Braut gekleidete Schulzentochter Anna Lassan, da erkundigte sich die Prinzessin nach deren Bräutigam und erhielt die bezeichnende Antwort: „Hei löppt noch mang d' andere!"

Ja, man läuft noch durcheinander und kritisiert: „Dat's 'n Dirn as'n Daus!" (Trumpf im Kartenspiel.) Man hat sich auch schon ein Schönheitsideal gebildet, das zwar nicht gerade der Gotik entnommen ist:

„Kort un dick
hett wenig Schick,
lang un schmal
hett kein Gefall,
aber mittelmaatsch,
dat lett staatsch."

Und von den Mädchen, die über die nötigen Reize — bei sonstigen klingenden Vorzügen — verfügen, heißt es: „Schöne Blaume stahn nich lang am Weg!" Freilich findet sich beides nicht immer beisammen; denn „Schmuck un riek (reich) schitt de Düwel nich tauglick". Und so ergeben sich manchmal Schwierigkeiten. Indessen „Wat tausamen kamen sall, dat kümmt tausamen un wenn't de Düwel up de Schuwkar tausamenklaren sall".

Mancher rät überhaupt von einer Heirat ab. „Wenn Sei sick verfriegen will'n, denn is dat groad so, as wenn Sei dei Oogen verbunnen warden un Sei waren vör een grot Fatt stellt. In dat Fatt sin luter Schlangens in un dortüschen is 'ne Hand vull Aols schmäten. Nu möten Sei in dat Fatt ringriepen — un wat Sei griepen, dat möten Sei behullen. Un nu könen Sei ja woll 'n Aol griepen, öwerst miehrstendeels griepen's 'n Schlang."

„Er soll dein Herr sein . . ."

„Er soll dein Herr sein", kennzeichnet der Geistliche bei der Trauung das zukünftige Verhältnis der Ehegatten zueinander. Aber gerade, daß das Recht des Mannes auf die Vorherrschaft im Hause gewissermaßen von Amts wegen noch unterstrichen wird, das weckt den leisen Zweifel, ob alles wirklich so sei! Und wir wollen es gleich verraten: steht schon dem Manne das Recht zur Seite, begegnet ihm das Weib mit der List, und Götter und Geister, die der List zum Siege verhelfen, hat es in allen Religionen gegeben. Und wenn es sein muß, verschreibt man sie sich eben aus heidnischer Vorzeit! — So ward im Volke der Trautag eigentlich zu einem Kampftage, der manches, und nach dem Volksglauben, für immer entschied . . .

Gewiß bürstet die Braut den Bräutigam vor dem Gang zur Kirche noch einmal ab; denn sie hofft, ihn damit von allen Gedanken zu befreien, die nicht mehr in die Ehe gehören. Aber im allgemeinen sucht sie, sich an diesem ersten Tage eines neuen Lebensabschnittes von dem jungen Ehemann möglichst viel bedienen zu lassen; denn alter Glaube weiß, daß ein befriedigender Anfang in Heilszeiten auch einen befriedigenden Fortgang verspricht. Und er, der Eheliebste, ist ja an diesem Tage so eifrig dabei, sich seine Fesseln selber zu knüpfen.

Und dann kommt die Trauung und jenes verfängliche Wort von der Herrschaft des Mannes! Als wenn es keine Mittel und keinen Zauber dagegen gäbe! Leise sucht die Fußspitze des bräutlichen Schuhes den Stiefel des Ehemannes. Ein leiser Druck — nun ist er „unter dem Pantoffel" — und unhörbar murmeln die bräutlichen Lippen: „Ick pedd up Krüzdorn un Dill, wenn ick red', schwiegst Du still!" „Er" hat natürlich nichts gemerkt. Aber vielleicht hat er sich noch rechtzeitig des schönen Wortes erinnert: „Mannshand oben!" Wenn es nämlich zum Händereichen kommt . . . Oder hat „sie" mit raschem Griff ihre Hand nach oben gekehrt? Wieder hätte er alsdann zwei Trümpfe ungenutzt gelassen und zweimal das Spiel verloren.

Und noch zweimal geht es um das Ganze! Wer von den jungen Eheleuten beim Heimweg zuerst den Fuß über die Schwelle des Gotteshauses setzt, wird Herr im Hause sein. Und eine noch ernstere Voraussage: Wer als erster die häusliche Schwelle überschreitet, wird als erster darüber hinweg- und hinausgetragen werden.

Wir sehen, Großkampftag mit dem Schicksal auf der ganzen Linie! Und manchmal setzt sich dieser Kampf ein ganzes Leben lang fort und findet sein Ende erst mit jenem letzten Wort, das man im Rügenwalder Amt (nach Rosenow) als Grabinschrift las:

„Hier ruht mein trautes Minchen,
Sanft drückt ich ihr die Augen zu.
Jetzt hat sie dort unten
Und ich oben Ruh'."

Züchtigungsrecht.

Es mag aus dem germanischen Familien- und Sippenverbande stammen, das Züchtigungsrecht, das bis ins 18. und 19. Jahrhundert hinein zwar unangenehm für den leidenden Teil, für den ausübenden aber ein Recht, ein richtiges Recht war. Und also prügelte damals der Landesvater seine Untertanen, der Gutsherr seine Leute, der Hausvater Frau und Kinder und Gesinde, der Meister Lehrling und Gesellen und der Lehrer seine Schüler. Sie alle prügelten, und sie wurden geprügelt, soweit sie nicht auf der obersten Sprosse der Menschheitsleiter standen und damit keinen Stock mehr über sich hatten.

Und wirklich: Bis ins 18. Jahrhundert hinein war es des Ehemannes Recht, der Ehefrau handgreiflich, wenn es not tat, seinen Willen zu bezeugen, und eine Aenderung setzt sich erst durch, als man in den Kreisen Höhergestellter auf diese Form von Auseinandersetzungen verzichtete.

Indessen, was viele Jahrhunderte als Recht gegolten, das war so leicht nicht abzuschaffen, und nur so erklärt es sich, daß uns im Volksmund als Anekdote, als Redensart und als Sprichwort Hinweise auf das Züchtigungsrecht immer wieder entgegentreten.

Friedrich Wilhelm, der „Tolle Markgraf" von Schwedt, pflegte im Bedarfsfalle nur die Dorfschulzen selber zu prügeln; gewöhnliche Bauern überließ er seinen Bedienten. Auf einem Friedhofe des östlichen Hinterpommerns las man als Erinnerung an gutsherrliche Zucht die Grabinschrift: „Hie liggt Hans von Sallern, wo plegte dat to ballern, wenn he sijne Bure utkloppt; nu hebbe se em hi hinstoppt."

Ein Küster berichtet seinem Pfarrherrn von einem schrecklichen Ereignis im Dorf: „Herr Paster, wat to väl is, is to väl. Sei schloagen Ehr Fru, ich schloage min Fru; aber wat Krischan Mähl is, de hett hüt Nacht sine Fru dotschloan."

Und gewissermaßen allerkürzeste Kurzgeschichten in der Darstellung häuslicher Begebenheiten sind die köstlichen

Sprichwörter und Redensarten (in der örtlichen Mundart wiedergegeben): „Voare (Vater), wie künne läwe (leben) as'n Paor Bräure (Brüder), wenn ji nich dat verflucht Schlaot (Schlagen, Prügeln) an juch harre." (Kreis Neustettin.) Oder: „Dat sett frische Leew (Liebe), seggt de Buer, don schlog he sin Fru mit'n Krückstock." (Rügen.) Und wie ein Aufatmen nach unangenehmer, aber notwendiger Arbeit klingt es aus der zwischen Cammin und Kolberg bekannten Redensart: „Fertig, seggt Kruse, as e d' Fru schouge härr!"

Volkssage als Glaubensbekenntnis.

Untrennbar mit dem Wesen eines Volkes verbunden sind Volksglaube, Sitte und Brauch, und wir können an ihnen nicht vorübergehen, wenn wir das Charakterbild des Pommern zeichnen wollen. „Sitte und Brauch sind die Aeußerungen des Volksglaubens." Er ist ihr Nährboden.

Was aber verstehen wir unter Sitte und Brauch? — Nun, wir meinen damit das Vielerlei unseres Tuns, das über verstandesgemäße Lebensnotwendigkeiten hinausgeht und durch einen „Glauben" diktiert wird, sei es nun der einer Religionsgemeinschaft oder der des Volkes, der Volksglaube.

Sitte und Brauch: hier freut man sich des Scherbenhaufens am Polterabend; dort gießt man Blei in der Neujahrsnacht. Maien schmücken zu Pfingsten Dorf und Stadt, und andernorts brennen in der Johannisnacht die Feuer auf den Bergen. „Unberufen" glauben wir hinzufügen zu müssen, wenn wir auf die Frage nach unserer Gesundheit zugeben müssen, daß es uns gut gehe, und mit einer gewissen stillen Hoffnung stellen wir fest, daß uns die rechte Hand juckt, was den Empfang von Geld vorhersagt. Und das alles und noch viel, viel mehr würden wir doch nicht tun und sagen, wenn wir uns nicht etwas dabei dächten und im stillen Herzenskämmerlein etwas dabei g l a u b t e n . . . Das aber ist ja eben der V o l k s g l a u b e n, der Glaube, der mit einem religiö-

sen Bekenntnis nichts zu tun hat und der — wo ihn niemand mehr versteht, meist als Aberglaube gebrandmarkt und zum alten Eisen geworfen wird.

Woher nehmen wir aber unsere Kenntnis von diesem in keinem Religionsbuch aufgezeichneten „Glauben"? Nun, vorzügliche Aufschlüsse geben uns die Sitten und Bräuche selber, und sie würden das noch besser tun, wenn sie sich ihre Ursprünglichkeit bewahrt hätten. Da das aber nicht der Fall ist, müssen wir uns um so enger an die Volkssage halten, die, wo sie schon nicht mehr im Volke selber lebendig ist, so doch in zahlreichen Sagensammlungen in unserm Sinn Zeugnis ablegt. Denn macht die Sage den Versuch, Geheimnisvolles, Uebersinnliches zu deuten, erwächst sie ja aus derselben Wurzel wie die Religion und nährt sich aus derselben Quelle. So wird die Volkssage zu einem Glaubensbekenntnis des Volkes, allerdings eines Volkes, dessen Glieder lange, lange im Grabe liegen.

Wunderbuche, Sturmholz, Waldgeister.

Die Religion unserer heidnischen Vorfahren war eine Naturreligion. Gott war ihnen in der Natur; Gott sprach zu ihnen, Gott beschenkte und segnete sie durch die Natur. Freilich, nicht als ein einiger Gott, sondern aufgespalten in Einzelgeister, die Luft und Erde, Wasser und Feuer, Sturm und Wetter, Baum und Strauch belebten, erschien ihnen die Gottheit; aber der Dienst an ihr verband sie zugleich in wunderbar feiner Weise mit der Natur.

Belebt waren unsern heidnischen Vorfahren Wald und Baum und Strauch. Unter alten Bäumen verehrten sie die Gottheiten; uralte Baumriesen, wie überhaupt so manche der Pflanzen, Hasel, Holunder und viele andere, waren ihnen heilig. Ungern legte man dem Walde die Axt an die Wurzel.

Als unsere christlichen Vorfahren im 12., 13. und 14. Jahrhundert kolonisierend ins pommersche Land kamen, da war das zwar alles noch nicht vergessen, aber

koloniale Arbeit zwang nun einmal zur Rodung; weite Strecken Waldes mußten fallen, und nur der Kult der alten Bäume fand seine Fortsetzung, wie die noch heute erhaltenen Grenzbäume oder sonst mit Erinnerungen an vergangene Zeiten verknüpften ganz Alten im Lande beweisen, die als „Grenzbaum" schon 1321 erwähnte, über 12 Meter im Umfang haltende Eiche von Kl. Dewsberg bei Bad Polzin, die 8 Meter Umfang messende „Ottolinde" zu Buchholz bei Stettin u. a. m. Immerhin sind im Koloniallande die zarten und poetischen Sagen, die sich mit den Geistern des Waldes und den Nymphen der Bäume beschäftigen, ziemlich selten. Nur unter den von Knack gesammelten Sagen des Kreises Saatzig erzählt eine davon, wie der Geist eines Dornbusches in Gestalt einer wunderschönen Frau ein Vogelnest beschützt. Häufiger schon sind Sagen, die von Wunder (Heilungen) wirkenden Bäumen berichten, deren Wirkung also nicht ins Gebiet der Volksmedizin gehört, sondern auf den Geist des Baumes zurückzuführen ist. So stand nach Haas, „Pommersche Sagen", eine „Wunderbuche" an der mecklenburgisch-vorpommerschen Grenze. Ihr Stamm hatte ein Loch, und wer hindurchkroch, der gesundete. Es handelt sich hier keineswegs um das mittels jeder Astgabel mögliche oder doch geglaubte „Abstreifen" einer Krankheit, wie es die Volksmedizin kennt. Erlischt doch die Wunderkraft, wie es auch für Quellen bezeugt wird, sofern man sie mißbraucht, wie etwa zur Heilung kranker Tiere, wenn also das wundertätige Wesen in Baum oder Quell beleidigt wird.

Stärker als Wald und Baum ist der Sturm, der sie im Kampfe aufstöhnen läßt. Und was so der Sturm bricht, das soll man nach pommerschem Volksglauben nicht als Bauholz verwenden. Es ist „Sturmholz", das noch als Balken oder Brett wie im Sturm stöhnt und ächzt. Und unheimliche Häuser gibt das, die man draus baut.

Zu den Waldgeistern, wenigstens in ihrem Ursprungslande, rechnen die für Rügen (siehe Haas, „Rügensche Sagen") bezeugten „Witten Wiwer". Im Odenwald und in Oberhessen erscheinen sie als Weiße Weiber im

waldbeschatteten Felsgeklüft. Sie sind der durchs Schattendunkel und über Moos und Farne huschende Sonnenstrahl. Auf Rügen wohnen sie am Ufersteilhang der Halbinsel Gr. Zicker, und auf den Steinen nahe dem Strande, an denen sich die Wellen brechen, halten sie ihre Wäsche ab. Der Glaube an sie ward also wohl bei den aus Westdeutschland im 14. Jahrhundert nach Rügen zugewanderten Ansiedlern geweckt und genährt durch die Erscheinung der an den dem Strande vorgelagerten Steinriffen gespenstig weiß emporzüngelnden Schaumkronen der Wellen.

Wassermann und Nixe.

Uralt und weit verbreitet ist der Glaube, daß gewisse Gewässer zu bestimmten Zeiten im Jahre ein Opfer fordern. Ich denke u. a. an den Dammschen See bei Stettin. — Aber: wer fordert denn das Opfer? Doch nicht der See an sich, sondern ein Wesen, das den See bewohnt, aber mit ihm eins ist und hier als Mann, dort als Weib gedacht wird.

In Pommern wird von Wassermännern, die überall als ungesellig und böse gelten, verhältnismäßig selten berichtet. Einer lebt (nach Haas) im Herthasee auf Rügen. Der See ist zwar sehr fischreich, „duldet aber nicht, daß Netze oder Boote auf ihn gebracht werden". Als trotzdem ein paar Fischer ein Boot auf den See brachten, war es am nächsten Tage verschwunden. Lange suchten sie vergeblich; endlich entdeckte es einer der Männer im Wipfel der höchsten Buche. „Wecker olle Düwel het den Kahn up den Boom schafft?" rief einer aus. Worauf sich sofort eine Stimme vernehmen ließ: „Nicht alle Teufel haben das getan, sondern ich allein nebst meinem Bruder Nickel!"

Im übrigen überwiegen in Pommern wie auch sonst im Osten die weiblichen Wassergeister, was wir aber keineswegs auf slawischen Einfluß zurückzuführen brauchen, weil sie jenseits der Elbe ja keineswegs fehlen.

Die typischen Züge dieser Wasserbewohnerinnen wies eine Seejungfrau auf, die sich jeden Donnerstag und Sonntag zwischen 11 und 12 Uhr mittags im Burgwallsee bei Kratzig, Kreis Köslin, zeigte, aus dem Wasser stieg und, obwohl oben Mensch und unten Fisch, im Walde spazieren ging. Nach einer Weile verschwand sie dann unter wunderbarem Gesang wieder im See. — Eine Wasserjungfrau soll einst den Untergang der reichen Seestadt Vineta, der Sage nach am Fuße des Steckelberges auf Usedom gelegen, vorausgesagt haben. Sie tauchte aus dem Meere auf und sang:

„Vineta, Vineta, de rieke Stadt,
Vineta soll unnergahn,
Wiel se hätt väl Böses dan." (Nach Haas.)

Es war den Seejungfern also die Gabe der Weissagung eigen.

Groß ist naturgemäß die Zahl der Seejungfern im Bereiche der Insel Rügen gewesen. Wer sie in nächster Nähe sah, war ihrer Macht verfallen und wurde von ihnen in die Tiefe gezogen. Auch beim Pflücken von Seerosen und Mummeln geschah wohl das gleiche. Wo, wie bei der Sage von der Jungfrau vom Waschstein vor Stubbenkammer, die Wasserjungfrau als zu erlösende verwünschte Prinzessin auftritt, da hat die Hand des Märchens der Volkssage von seinem bunten Flitter geliehen. Freilich, „Sage" und „Märchen": das Volk kennt ihren Unterschied nicht; denn beide Bezeichnungen sind ihm ursprünglich fremd gewesen, und es schuf die Produkte seiner Phantasie so wenig klassifiziert wie der liebe Gott die Pflanzen nach dem Linné'schen System.

Vom Wilden Jäger.

Ins Reich der von Geistern belebten Natur führen auch die Sagen von der Wilden Jagd und vom Wilden Jäger. Waldesbrausen im Sturm mag ihre Entstehung unterstützt haben. Ihr Kern könnte darin zu suchen sein, daß nach germanischem Glauben in den Zwölfnächten, der

Zeit von Weihnachten bis zum 6. Januar, die Seelen der Abgeschiedenen unter Wodans Führung durch die Lüfte ziehen. Damit wäre gleichzeitig die Brücke geschlagen zum Seelenglauben unserer Vorfahren. In der Sage vom Wilden Jäger, soweit sie nicht mit der von der Wilden Jagd verschmolzen ist, klingt, wenn wir einen mythologischen Inhalt ablehnen, vielleicht die Erinnerung an einen gewaltigen Nimrod der Vorzeit nach, der aber um eines Frevels willen keine Ruhe finden kann. Sehen wir uns nun die Wilde Jagd näher an!

Ein Jakobshagener, so erzählt Knack in seiner Sagensammlung aus dem Kreise Saatzig, war einmal auf dem Wege zu Verwandten im Forsthause Falkenwalde. Plötzlich brauste die Wilde Jagd heran. Reiter schrien, Rosse wieherten; eine Meute buntscheckiger Hunde folgte heulend. Der erschreckte Wanderer beeilte sich, auf die Mitte des Weges zu kommen, und schon bogen sich die Bäume des Waldes so tief zur Erde nieder, daß man über sie hinweg in die weitesten Fernen sehen konnte. Als die Wilde Jagd vorüber war, richteten sie sich wieder auf, als wenn nichts geschehen sei.

Dieselbe Sagensammlung weiß von einem Schäferknecht zu erzählen, der verspätet von einem Gang zu seiner Liebsten heim kam und die Wilde Jagd nahen hörte. Er bog auf den Mittelweg, zog einen Kreis und stellte sich hinein. Und schon hielt der Wilde Jäger, hoch zu Roß, vor ihm. Woher er komme, wird er gefragt, und er berichtet, auf dem Wege von der Liebsten zu seiner Herde zu sein. Da befiehlt der Wilde Jäger, seinem Rosse den Schaum von Maul und Nüstern zu wischen; es werde sein Schade nicht sein. Er tut es, und schon rast die Wilde Jagd über ihn hinweg, ohne ihm ein Leides zuzufügen. Heimgekommen, verbirgt der Schäferknecht das Taschentuch auf dem Dachboden in einer dunklen Ecke. Als er aber wieder einmal dazukommt, findet er statt des Tuches einen Haufen Gold.

Ja, der Wilde Jäger läßt mit sich reden. Nach einer Sage aus dem Kreise Köslin, in der er als „Wotk" bezeichnet wird, hörten ihn Hirten nahen, die des Nachts

draußen bei ihren Tieren wachten, und als die Wilde Jagd dahergezogen kam, rief ihrer einer genau so, wie er es in den Lüften hetzen hörte: „Huisk, kß, kß!" Alsbald flog ihm eine Pferdekeule zu, und eine Stimme rief: „Du häst mi jachte hulpe, koast ook mi äte helpe!" Im übrigen wird der Wilde Jäger auch als Wode, Waur, Wor bezeichnet, das sind sämtlich in Pommern gebräuchliche Namen, die man gern mit dem Namen W o d a n s in Beziehung bringen möchte.

Nicht unerwähnt soll bleiben, daß die Wilde Jagd hinter allerhand weiblichem Geistervolk her ist. Manchmal sind es die Elfen, die gejagt werden, ohne daß man den Grund einsähe. Dann wieder soll die Hetze den ruhelosen Seelen von Kindesmörderinnen gelten, was verständlich erschiene. Viel häufiger bleibt uns die Sage die Antwort auf die Frage nach der Art des gejagten Wesens überhaupt schuldig.

So erzählt die eine Sage aus Zipkow (Kreis Stolp), daß einst Knaben in Erwartung der Wilden Jagd sich zum Schutz einen Kreis auf dem Erdboden ausgefurcht hatten. Als sie nun da hinein flüchten wollten, fanden sie bereits ein wunderhübsches Mädchen im wallenden Gewande darin, das sie flehentlich bat, sie nicht zu vertreiben, da sie vom Wilden Jäger verfolgt werde. So stehen sie denn alle im Kreise, als der Wilde Jäger erscheint und befiehlt, das Mädchen herauszugeben, sonst werde er alles Vieh auf der Weide von dannen treiben. Die Knaben lassen sich einschüchtern und folgen dem grausamen Gebot. In Windeseile flieht die weiße Gestalt von dannen, die Wilde Jagd aber folgt, und schon hört man aus der Ferne Hundegebell und lautes Wehklagen. Und es dauert nicht lange, so kommt die Wilde Jagd zurück, und vorn auf dem Pferde des Wilden Jägers liegt die hilflose Gefangene.

An einer andern Stelle fand ich die Meinung, daß ein reichliches Mahl die Wilde Jagd beschließe, wobei alsdann die schönsten Jungfrauen Speisen und Getränke reichten. Nicht uninteressant; denn unwillkürlich wird man daran erinnert, wie die auf dem Schlachtfeld gefallenen Helden

der alten Germanen in Walhall, müde vom täglichen Kampfspiel, tafeln und dabei von den Walküren bedient werden.

Vom guten Geist des Hauses.

Eine besondere Stellung im Leben des Menschen nehmen die „Hausgeister" verschiedenen Namens ein. Sie schalten und walten im Hause; sie bringen dem Hause Glück, und sie schützen es. Ihr Andenken hat sich bis auf den heutigen Tag erhalten, wenn vom „guten Geist des Hauses" die Rede ist. Auch der „dienstbare Geist des Hauses" bezeichnet eine Seite des Wesens jener seltsamen Männlein, die den Segen im Hause verkörpern, vielleicht auch die Flamme des Herdfeuers, des wärmenden und leuchtenden. Freilich sind nicht alle Hausgeister Männlein; sie können auch in Tiergestalt auftreten, wie wir sehen werden.

So ging es (nach Schulz, „Sagen, Ueberlieferungen und Schwänke aus dem Kreise Köslin") bei einem reichen Bauern in Jamund nicht „mit rechten Dingen" zu. Wenn die Knechte des Abends in den Stall kamen, waren die Pferde schon gefüttert. Da es des Morgens ebenso war, hielten sie es vor Neugier schließlich nicht mehr länger aus und legten sich auf die Lauer. Und da sahen sie denn, wie plötzlich ein kleiner rotjackter Kerl (daher der „Rotjackte" genannt) erschien und den Pferden Erbsen vorschüttete. Woher aber stammten die Erbsen? Nun, den Nachbarn waren schon häufig vom Felde Erbsen gestohlen worden; das hatte also zweifellos der Rotjackte getan. Sie erzählten dem Nachbarn davon, und es gab einen argen Streit zwischen den beiden Bauern. Der Rotjackte aber verschwand aus dem Hause, und die Knechte mußten fortan die Pferde selber füttern. —

Zweierlei ist an der Sage interessant. Das eine ist die Bezeichnung des Hausgeistes als ein rotjackiges Männchen, also als die personifizierte Flamme des Herdfeuers. Das andere ist die Auffassung, daß der Rotjackte für seinen Herrn stehle, etwas, das sich absolut nicht mit

der ursprünglichen heidnischen Auffassung vom guten Geist des Hauses vereinbaren läßt. Zweifellos haben wir es hier mit einer christlichen Zutat zu tun, die den heidnischen Hausgeist verächtlich und verdächtig machen sollte.

Ein anderer Bauer, in Banzin, ebenfalls im Kreise Köslin, hatte einen „Kobold", dem er abends um 10 Uhr am Backofen seine Befehle erteilte. Der Kobold erschien in Gestalt einer Katze, wird aber zugleich auch als Teufel bezeichnet. Er schaffte auf Wunsch die schönsten Speisen und Getränke herbei; „aber", schließt die Sage, „man hat's immer am Geschmack gemerkt!"

Auch diese Sage ist nicht uninteressant. Denn sie ist nach meiner Auffassung erst in christlicher Zeit als üble Nachrede entstanden. Reichtum weckt Neid. Hämisch sucht man ihn auf etwas Uebernatürliches zurückzuführen. Tastend holt man aus verstaubten heidnischen und christlichen Schubladen hervor: Kobold, Geisterkatze und Teufel, und pfeffert zum Schluß als spitzige Niederträchtigkeit noch nach: „Da war ja alles! Aber geschmeckt hat es natürlich nicht!"

Der Hausgeist, auch Puck genannt, haftet in Wahrheit am Hause als Zubehör und wechselt mit ihm den Besitzer. So kaufte (nach Haas, Usedom-Wolliner Sagen) ein armer Bauer eine Scheune, in der ein Puck hauste, und ward nach kurzer Zeit reich.

Dem Hausgeist auf dem Lande entspricht zur See der Schiffsgeist oder Klabatersmann (Klabautermann). Das unbestimmbare Klappern, Knarren, Klopfen an Bord eines Holzschiffes ist sein Werk. Es kommt einer „anklabastert", sagt man wohl, und meint damit einen Menschen mit ungeschicktem, polterndem Gang. Sonst aber ähnelt der Klabatersmann in vielem dem Hausgeist. Wie dieser erscheint er als kleines Männchen; doch ist das rote Jäckchen an seinem Leibe alt und zerschlissen. Man darf ihm aber kein neues schenken, sonst verläßt er das Schiff, und das bedeutet, aus welchem Grunde es auch geschehe, Unglück. Nur für Speisen ist der Schiffsgeist dankbar und hilft gern den Matrosen, die für ihn sorgen.

Riesen.

In der germanischen Göttersage sind die Riesen die Vertreter der wilden, ungebändigten Naturkräfte, dauernd im Kampfe wider die von den guten Göttern geschaffene Ordnung, dauernd auch den Menschen, deren Schützling, bedrohend. Dieser Riesenglauben wird in späterer Zeit genährt durch allerlei Beobachtungen, wie die unnatürlich wirkender zyklopischer Felsmassen im Gebirge, wie die gewaltiger Stein- oder Erdanhäufungen der Hünengräber, die Funde von Riesengebeinen vorzeitlicher Tiere u. a. m., die man nur zu deuten wußte als Werke und Reste riesenhafter Wesen, die einst die Erde, wenn auch nur in geringer Menge, bevölkerten.

Vorgeschichtliche Burgwälle, also meist aus wendischer Zeit, sollen nach der pommerschen Volkssage als Riesenburgen von Riesen erbaut worden sein. Auf Rügen errichteten sie den Nobbiner Steinkreis. In den zahlreichen Hünengräbern der Insel ruhen ihre sterblichen Reste, und das einem Berge gleichende, 12 Meter hohe bronzezeitliche Hügelgrab, der Dubberworth bei Sagard, verdankt seine Entstehung gar der unglücklichen Liebe einer Riesin.

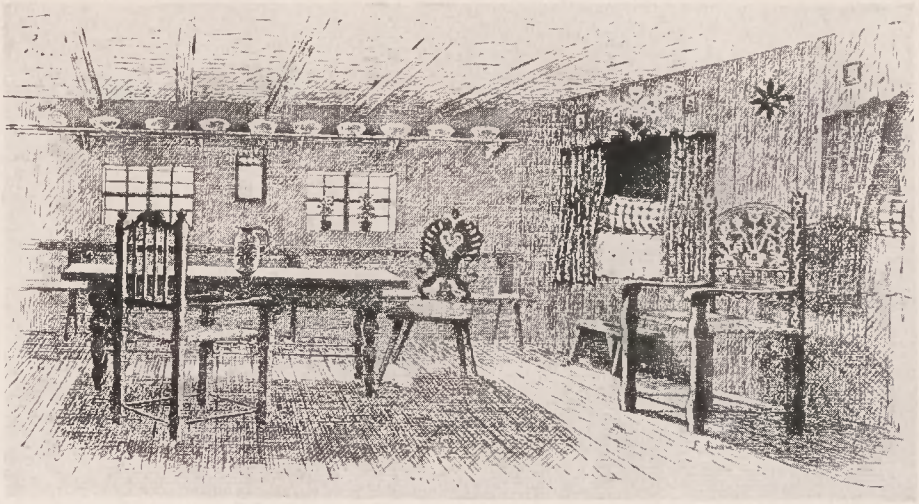
Hauste da vor langer, langer Zeit auf der Halbinsel Jasmund als Herrin des Landes eine Riesin, die an einen Fürsten von Rügen ihr Herz verloren hatte. Sie trug ihm ihre Hand an; doch er, in dessen Besitz wohl das feste Land südwestlich des Jasmunder Boddens war, versagte sich ihrem Werben und weckte damit ihren Zorn. Sie berief ihre Kriegsleute zu einem Kriegszuge und beschloß, zunächst durch den Bodden bei Lietzow einen festen Damm zu bauen, um besser nach Rügen herüberkommen zu können. Sie selber beteiligte sich an dem Dammbau, indem sie in einer Schürze Erde in gewaltiger Menge herbeischleppte. Aber schon bei Sagard riß die Schürze, und Erde und Steine kollerten heraus und häuften sich zum Dubberworth. Als sie aber an den Bodden kam, verlor sie vorzeitig den Rest der Erde, und so entstanden die Berge

bei Lietzower Fähre. Da sank ihr der Mut, und sie gab den Dammbau auf.

Sagen von solchen Dammbauten, zu denen nicht selten eiszeitliche Steinpackungen am Grunde von Gewässern Veranlassung gaben, sind außerordentlich häufig. Nicht selten treten die Dämme als „Teufelsdämme" auf und erweisen damit den Wandel im Volksglauben, wie er durch die Einführung des Christentums verursacht wurde.

In die Zeitenwende zwischen Heidentum und Christentum versetzen uns auch die Sagen, die an einzelnen großen erratischen Blöcken haften; am Buskamen, einem Felsblock vor Göhren, am Riesenstein zwischen Rützenhagen und Zizow usw. Zorn über die Errichtung christlicher Kirchen veranlaßte heidnische Riesen, sich ihrer als Wurfgeschosse zu bedienen. Einem im Bau begriffenen Gotteshause galt jedesmal der Wurf aus weiter Ferne; aber jedesmal ging er fehl. Und wieder ein andermal ist es der Teufel, der wohl werfen, aber nicht treffen kann, und der für das örtliche Vorkommen irgend eines riesigen Wanderblocks verantwortlich gemacht wird.

Riesen hausten auch im Lebamoor des östlichsten Pommerns. Sie waren Heiden und arge Räuber. Eine Sage, bei Rowen lokalisiert, erzählt, daß einer der Riesen eines Tages einen pflügenden Bauern sah, ihn mit Pflug und Gespann in einen Handschuh steckte und mit nach Hause nahm. Dort habe er seiner Frau erzählt, das kleine Wesen verdürbe den ganzen Acker, worauf sie erwidert hätte: „Laß doch den Narren laufen! Er schadet dir ja nicht!" Nach einer anderen Fassung sollen sich gar beide darüber einig gewesen sein, daß die Bauern die Riesen einst vertreiben würden. Auffällig ist die Uebereinstimmung mit der bekannten elsässischen Sage vom „Riesenspielzeug". Sie ist übrigens auch in der Oberpfalz zu Hause, und auch dort kommt als Meinung eines alten Riesen zum Ausdruck, daß das Riesengeschlecht einst von den Menschen-„Würmlein" vertrieben werden würde, also weichen müsse dem Menschenfleiß, der das Land urbar macht. Wieder in andern Fällen heißt es, die Riesen seien in Kämpfen miteinander (alte deutsche Zwietracht!) zu-



Jamunder Bauernstube um 1880.

grunde gegangen oder seien aus dem ihnen als Zufluchtsstätte wichtigen Lebamoor durch Brände vertrieben worden u. a. m. Und das alles klingt biologisch so verständlich, daß man tatsächlich anzunehmen in Versuchung kommt, die Volkssage schöpfe nicht nur aus altheidnischem Volksglauben, nicht nur aus der Gepflogenheit, Erscheinungen der Natur aus der Wirkung einstiger Riesenkräfte zu erklären, sondern auch aus der Ueberlieferung von Wirklichkeiten, wie etwa aus der Erinnerung an eine durch Wildheit ausgezeichnete, allmählich schwindende Restbevölkerung irgendwelcher Art. Nur an einer Stelle (Schulz, „Sagen aus dem Kreise Köslin") klingt eine vielleicht in graueste Vorzeit zurückdeutende Erklärung für das Verschwinden der Riesen an: „Der Wodk hat sie ausgerottet". Der Wode oder Wodke, der Führer der Wilden Jagd, die auch auf die Nixen Jagd macht und hinter dem man so gern Wodan, den Göttervater, hervorschimmern sehen möchte. Schon recht, und Wodan hat auch gegen die Riesen gekämpft, wie die germanische Göttersage berichtet; aber er hat sie weder jemals völlig zu besiegen vermocht, noch hat er sie ausgerottet.

Aus dem Zwergenreich.

In Sage und Märchen, die das Volk ohnehin nicht auseinander hält, gehören die Zwerge zu den Lieblingsfiguren der dichtenden Volksphantasie, und es gibt Sagenforscher, die da versichern, es müsse unbedingt einmal Zwerge gegeben haben, jedenfalls seien sie nach glaubwürdiger Volksüberlieferung noch vor 100 bis 200 Jahren da und dort gesehen worden.

Daß sich unsere heidnischen Vorfahren unterirdische Klüfte von zwergenhaften Wesen belebt dachten, von Hütern edlen Gesteins und wertvoller Metalle, deren Bearbeitung ihnen oblag, das fügt sich ganz und gar in den Rahmen ihrer Naturreligion. Nicht unmöglich auch, daß noch in ihre Zeit das Dasein zwerghaft kleiner Restvölker, wie sie die Erde noch jetzt kennt, hineinragte.

Man nennt die Zwerge in Pommern Unterirdische, Unnerirdsche, in Jamund Jülkes und hin und wieder Haiducken oder auch Wichtel. Im Osten (Stolper Kreis) verbinden sich mit der eigentlichen Zwergennatur nicht selten Züge, wie sie dem Hausgeist eigen sind. Die Zwerge sind 2—3 Fuß groß, ungestaltet und haben einen dicken Kopf. Ihre Gesichtszüge sind greisenhaft. Auf Rügen unterscheidet man graue, schwarze, grüne und weiße Zwerge. Die grauen und schwarzen Männlein werden den Menschen gefährlich. Sie rauben Mädchen und kleine Kinder, für die sie ihre eigenen mißgestalteten Kinder („Wechselbälge"! Man beachte!) zurücklassen. Indessen gilt das ganz allgemein für alle Zwerge, wenn auch die weißen Zwerge auf Rügen und die Jülkes in Jamund im Gegensatz zu denen auf Wollin und den grauen und schwarzen Unterirdischen Rügens als gut und hilfreich geschildert werden. Als ungeladene Gäste erscheinen die Zwerge öfter in den Häusern und nehmen ungesehen (Tarnkappe) an den Mahlzeiten teil oder stehlen Lebensmittel. Ihre Wohnung haben sie unter Steinen, in Hünengräbern, in Erdhügeln und an Uferabhängen. Manche erscheinen nur des Nachts zwischen 11 und 12 Uhr an der Oberwelt, um sich bei Musik und Tanz zu vergnügen. Andere hat man auch am Tage belauscht und fröhlich gesehen. Bei einer besonderen Gelegenheit erblickte man einen Zwerg, der, als Pastor gekleidet, eine Bibel unter dem Arme trug und vom Küster gefolgt war, auch hat man bemerkt, daß Zwergenkinder in gewissen Gewässern getauft wurden (Haas „Rügensche Sagen").

Meist bildeten die Zwergenvölker einen Staat unter einem Könige. Allmählich aber fühlten sie sich durch die Zunahme der menschlichen Besiedlung beengt, und sie wanderten aus. Andern Nachrichten zufolge wurden sie des Landes verwiesen. Von Rügen und von der Insel Usedom ließen sie sich zum Festland übersetzen und verschwanden. Und ein andermal heißt es, seit die Menschen das Brot kreuzigten, sei ihnen das Stehlen desselben verwehrt und das habe sie zur Auswanderung veranlaßt.

Zum Abschluß eine Rügensche Zwergensage (nach Haas), die da zeigt, wie gewisse Sagenmotive uralt sind und, ohne daß ein Zusammenhang bestehen müßte, örtlich weit getrennt voneinander auftreten könnten.

„Im Hause eines Garzer Bürgers mit Namen Sülm (was hochdeutsch so viel als „selbst" heißt) erschienen die kleinen Unholde sogar am hellen Tage und holten sich die besten Stücke Fleisch aus dem Kessel. Solch einem räuberischen Zwerg versetzte Sülm nun eines Tages einen derben Schlag mit einem Feuerbrande. Der Kleine erhob ein fürchterliches Gebrüll, und im Nu war der ganze Garten voller Unterirdischer. „Was fehlt dir? Wer hat dir was getan?" riefen sie. Der Geschlagene brüllte: „Sülm dan, Sülm dan!" Da antworteten die andern:

Ja, sülm dan
is wohlgedan.
För innere Pien
hebben wie keen Venyn ..."

und verschwanden wieder im Burgwall ...

Wer würde hier nicht an eine Episode aus den Irrfahrten des Odysseus erinnert. Ins Land der Cyklopen verschlagen, stellt sich der schlaue Grieche dem Riesen Polyphemos als „Niemand" vor. „Niemand heiße ich, und Niemand nennen mich Vater, Mutter und alle Genossen." Als dann der grausame Riese von Odysseus in der Nacht geblendet worden ist, erhebt er ein so grauenhaftes Geschrei, daß die umwohnenden Cyklopen herbeiströmen und ihn fragen: „... tötet dich jemand mit Arglist oder Gewalt?" Worauf sie zur Antwort erhalten: „Niemand tötet mich, ihr Freunde, mit Arglist, Niemand!" und sich entfernen! —

Umherirrende Seelen.

Ein zweiter Bestandteil im Glauben unserer Vorfahren war der Seelenglaube. Aus Leib und Seele besteht der Mensch. Im Schlafe trennen sich beide vorübergehend voneinander, im Tod für immer. Doch nicht

immer geht die Seele nach dem Tode gleich zur ewigen Ruhe ein. Manche Seele irrt umher und muß erlöst werden...

Da berichtet eine Sage aus dem Kreise Köslin von Pferdeknechten, die, wie früher üblich, die Sommernacht über bei ihren Pferden auf der Weide Wache halten. Einer von ihnen ist eingeschlafen, und da sieht der Kamerad, wie aus seinem leicht geöffneten Munde plötzlich ein weißes Mäuslein schlüpft. Beinahe hätte er das Tier totgeschlagen, aber er zaudert. Denn eine weiße Maus... Jetzt kriecht sie in einen Pferdeschädel, der neben einer Wasserpfütze liegt. Da streckt er die Hand über den Schädel und hindert das Tier am Herausschlüpfen. Nur ein Ausgang bleibt frei, und der mündet ins Wasser. Nach langem Suchen wagt ihn das Tierchen, findet einen schmalen trockenen Weg und schlüpft eilig in den Mund des Schläfers zurück. Nach einer Weile erwacht der Schläfer, in Schweiß gebadet, und erzählt, er habe geträumt, er sei in einem Pferdeschädel gefangen gewesen und auf der Flucht beinahe ins Wasser gefallen.

Das Mäuslein war die Seele des Mannes gewesen, die während des Schlafes vorübergehend, „materialisiert", den Leib verlassen hatte. Wie hier während des Schlafes kann dieses Verlassen des Körpers und Wiederkehren der Seele auch in der Todesstunde des Menschen erfolgen, und man spricht dann vom „Wanken der Seele". Ein Beispiel, demselben Gebiet entstammend:

Ein alter Mann hätte in seiner Todesstunde gern Tag und Jahr seiner Geburt gewußt. Aber niemand konnte sie ihm sagen. Das Dorf, darin er geboren, lag weit entfernt, und damit war eine rasche Einsicht in das Kirchenbuch unmöglich. Als er aber nach längerem todesähnlichem Schlafe noch einmal erwachte, erzählte er: „Jetzt weiß ich, wann ich geboren bin. Ich war in meinem Heimatdorf und habe im Kirchenbuch nachgelesen." — Der Pastor des Dorfes aber erzählte: „Spät saß ich noch arbeitend in meinem Studierzimmer, als sich die Tür auftat, ohne daß jemand herein kam. Eine unsichtbare Hand nimmt das Kirchenbuch vom Regal, blättert darin, stellt es wieder

an seinen Ort, und lautlos schließt sich die Tür ..." Hier ist es also ein unerfüllter Wunsch, der die Seele „wanken" läßt, eine letzte Sehnsucht nach einem lieben, aber fernen Menschen vielleicht ein andermal. Und wir erkennen, wie hier der Volksglauben zwei Erscheinungen auf seine Art, aber ergreifend in ursächlichen Zusammenhang bringt: das letzte auf einen todähnlichen Schlaf folgende Aufflackern der Lebenskraft in der Todesstunde und zeitlich damit zusammenfallende, oft unerklärliche wirkliche oder auf Täuschungen beruhende Vorfälle im Kreise von dem Sterbenden seelisch nahestehenden Menschen.

Eines Abends, im Jahre 1868 soll es gewesen sein, will eine alte Frau ihre hochbetagte Mutter besuchen. Da flackert ein Irrlicht dicht vor ihren Füßen auf und geht vor ihr her. Sie eilt; sie will nicht darauf treten, sie fällt und rafft sich wieder auf: das Irrlicht ist verschwunden. Noch einmal glimmt es an der Schwelle des mütterlichen Hauses für einen Augenblick auf, dann Dunkel! Wie sie ins Zimmer tritt, ist die Mutter eben gestorben. — Das Irrlicht, die Seele der Entschlafenen! Ihre letzten Gedanken waren bei der Tochter gewesen. (Nach Schulz, „Sagen des Kreises Köslin".)

Irrlichter sind Menschenseelen; Menschenseelen, die nicht Ruhe finden können. Freilich, wenn die Auffassung dahin geht, daß es sich um Seelen ungetaufter Kinder handele, dann erkennen wir sofort christliche Auslegung einer oft natürlichen Erscheinung (Entflammung von Sumpfgas in Moorgebieten), bzw. ihre Umdeutung im Sinne kirchlicher Erziehung, wie sie im ehemals heidnischen Lande anfangs wohl angebracht sein mochte.

Natürlich können so zur Unrast bestimmte Seelen auch erlöst werden. Und das kann auf sehr verschiedene Art und Weise vor sich gehen.

An einem dunklen Abend gingen zwei Männer von Gingst nach Trent auf Rügen. An einem Kreuzwege sahen sie etwas Weißes liegen, und einer von beiden bückte sich danach. Aber in demselben Augenblick spürte

er eine Zentnerlast auf seinem Rücken, die ihn den ganzen Weg über nicht verläßt. Und erst kurz vor Trent fühlt er sich befreit davon, und vor ihm stehen zwei Kinder in weißen Kleidern, ein Knabe und ein Mädchen. „Du hast uns erlöst", hört er sie sprechen, und schon sind sie verschwunden. (Nach Haas, Rügensche Sagen.)

Eine andere Sage führt uns ins Rügenwalder Amt (nach Rosenow), und zwar in die Zeit, da die einzelnen Dorffluren durch Hakel- oder Tunwerke (Zäune aus ineinander verflochtenen Knüppeln usw.) mit Pforten im Anschluß an Wege und Straßen voneinander getrennt waren. Ein Bote, der regelmäßig Gänge von einem Ort zum andern machte, merkte bei der Gelegenheit, daß sich eine der Pforten immer von selber vor ihm öffnete und hinter ihm wieder schloß. Er erzählte dem Pfarrer seines Dorfes von dieser ihm unheimlichen Erscheinung, und der riet ihm, dem unsichtbaren Torhüter mit einem „Gott lohn's!" zu danken. Der Bote tat, wie ihm geheißen, und eine Stimme antwortete: „Wegen dieses ‚Gott lohn's!' habe ich lange Jahre wandern müssen. Nun werde ich in Gnaden angenommen." — Also wieder eine erlöste Seele, und wenn auch die Sage nichts davon erzählt, was in diesem Falle ein Mensch verbrochen haben muß, damit seine Seele nach dem Tode ruhelos einem Worte des Dankes nachjagen muß, wir können es ahnen: im Leben bewiesene Undankbarkeit Dienenden gegenüber ist es; denn ewig gültig bleibt es: womit man sündigt, damit wird man bestraft. —

Krankheit kommt durch die Luft.

Geisterhafte Wesen, bald luftige Gebilde, bald in Menschengestalt, sind Krankheit und Tod. Vor allem waren es die großen Seuchen, die dann und wann auftraten, die als unsichtbare Luftgebilde, — gleich dem Würgeengel biblischer Auffassung, auch nicht unähnlich den Walküren, die die Seelen der gefallenen Helden gen Walhall trugen — gedacht wurden.

„Einmal, als teure Zeit war (also wohl Hungersnot mit einer Seuche im Gefolge) rief die Krankheit hoch aus der Luft:

Kauft Euch Bibernell,
Dann kommt der Tod nicht so schnell! —

Davon schreibt sich, daß die Leute den Bibernell so hoch achten." (Nach Schulz, „Sagen ... aus dem Kreise Köslin".) Gemeint ist die Pimpinella Saxifraga, ein aromatisches Doldengewächs, das früher zu den beliebtesten Heilpflanzen gehörte. Nachbarlich, in der Mark, bei Oderberg, erhebt sich der nach der Pflanze genannte Pimpinellenberg. — In seinem Virchower Sagenkranz erzählt Küsel: „Im Kreise Dramburg wütete einmal die Pest, und es gab zahlreiche Tote. Das Dorf Virchow aber war bisher immer noch verschont geblieben. Doch der Würgeengel kam immer näher, und die Dorfbewohner gerieten in große Angst. Da kamen die Aeltesten zusammen und berieten, was zu tun sei, um die Pest zu bannen. Der weiseste unter ihnen machte den Vorschlag, daß man von unschuldigen Jungfrauen einen Graben um das Dorf führen lassen solle. Nun mußten sich zwei Jungfrauen in sauber gewaschenen Kleidern vor einen neuen Pflug spannen, und eine dritte mußte ihn führen. So wurde eine tiefe Furche rund um das Dorf gezogen. Niemand durfte sie überschreiten, und wer es doch tat, durfte nicht wieder in das Dorf zurückkehren. So kam die Pest nicht in das Dorf, aber in den hohen Bergen hat man des Nachts oft den Würgeengel schreien gehört."

In dem hier beschriebenen Brauch liegt übrigens eine wunderbare Symbolik. Jungfrauen ziehen und leiten den Pflug. Wie in vielen andern Volksbräuchen ist es die Kraft der Jugend und die Macht der Keuschheit und Reinheit, von der man hier die Hilfe erwartet und erfährt. Der in Europa weit geübte Brauch, Jungfrauen vor den Pflug zu spannen und die Dorfflur zu umpflügen, war ehedem ein Fruchtbarkeitszauber. Hier wird er zum Abwehrzauber, und die in Wahrheit dabei geübte hygienische Maßnahme der Abschließung gegen die Außenwelt mag ihre Wirkung nicht verfehlt haben.

Alpdrücken — Mahrrieden.

„Es liegt wie ein Alpdruck auf mir!" sagt man wohl und setzt damit einen ahnungsreichen Angstzustand bei vollem Bewußtsein in Parallele zu den bekannten Angstträumen der Nacht, die einige auf einen überladenen Magen zurückführen, die andern aber, das „Volk", auf die Tätigkeit eines besonderen „Quälgeistes". Wer aber ist „er"?

Vielleicht der Geist der Nacht, die „keines Menschen Freund" ist? Also ein Naturgeist, wie die vielen in Baum, Quelle, See, Fluß... Oder der Geist eines Menschen, einer Hexe, der nachts seinen Körper verläßt, um als Moar oder Mahrt andere Menschen unsichtbar zu „reiten", zu quälen (Seelenglaube)! Aber warum?

Einem Wanderer begegnet eines Abends bei Mondschein ein rollendes Rad. Wie er es auffängt, hört er leise die Worte: „Lat mi loopen entlang die Wieden; ick möt nah Boltenhagen un minen Leewsten (Liebsten) moarrieden." (Nach Haas.) Der Wanderer hat eine Mahrt gefangen und zwar die Seele eines vom Liebsten betrogenen Mädchens, das als Mahrt allnächtlich Rache nimmt. Die Volkssage also gibt hier wie in vielen anderen Fällen die Antwort auf unsere Frage. Und sie weiß noch mehr Antworten; denn sie enthält ja den Niederschlag uralten deutschen Volksglaubens, wenn auch phantasievoll ausgeschmückt...

Und zwar soll nach einer anderen Auffassung jedes siebente Kind einer Familie eine Mahrt, also eine „böse Sieben" werden; soll ein Mädchen eine Mahrt geworden sein, weil etwas bei der Taufe versehen ward. Und wir erkennen die christliche Umdeutung des Mahrtglaubens oder, noch genauer, wie die Kirche das Mahrt-Werden in ihr Strafregister mit aufnimmt, als gewiß wirksame Drohung gegenüber den Verächtern der Sakramente.

Uebrigens kann die Mahrt, wenn sie sichtbar in die Erscheinung tritt, die verschiedensten Gestalten annehmen, und das hat wiederum die dichtende Volksphantasie der-

art beflügelt, daß die Mahrtsage nicht selten derb-komische Züge bekommt.

Da auch Tiere von der Mahrt geritten werden, fand sie ein Knecht einst in Gestalt eines Strohhalms auf dem Rücken eines Pferdes. Er wußte natürlich nichts davon, nahm den Strohhalm, bog ihn achtlos zu einem Ring, steckte das eine Ende in das andere und hing ihn über einen Nagel. Am nächsten Morgen aber hing da ein totes Weib — bald Jungfrau, bald altes Weib, bald Hexe — dessen Füße im Munde steckten.

In einem anderen Falle hat ein Knecht auf dem Rücken eines unruhigen Tieres eine Birne gefunden. Er beißt hinein und wirft den Stiel auf den Misthaufen. Am nächsten Tage liegt da ein Weiberbein! So weit hatte der Knecht die Mahrt verzehrt ...

Und nun noch die Frage, wie man sich gegen die Mahrt schützen könne. Antwort: Man setzt seine Pantoffeln mit den Spitzen voran unters Bett. Dann glaubt die Mahrt, der Inhaber des Bettes sei schon aufgestanden, und verläßt das Haus. Oder man macht sich mit dem Schmutz seiner Füße ein Kreuz auf die Stirn. Dann sagt die Mahrt „pfui!" und verschwindet. — Und das kann man ihr nicht verdenken.

Vom Werwolf.

Mit einem nicht minder unheimlichen Kapitel des Volksglaubens beschäftigen sich die Werwolf-Sagen. Aber hören wir zunächst einmal, was Rosenow in seinen „Sagen des Kreises Schlawe" über „Werwölfe in Nitzlin" berichtet: Wenn in früheren Zeiten die Pferde über Sommer auch des Nachts auf der Weide blieben, wurde manches Tier von den Wölfen zerrissen. Am schlimmsten trieben es die Werwölfe in Nitzlin, besonders drei, zwei Wölfe und eine Wölfin. „Der eine von den Wölfen war der Knecht eines Bauern. Eines Tages lag der Knecht auf der Ofenbank und schlief. Da kam der Sohn des Bauern, noch ein Knabe, und rief: „Sieh nur, Vater, was unser Johann

für einen langen rauhen und schwarzen Schwanz hat!" Dem Knecht waren nämlich hinten die Hosen zerrissen, und da steckte von dem Wolfsschwanz ein Ende heraus. Als der Bauer das sah, holte er schnell ein Beil und ein Stemmeisen, und im Nu stemmte er den Wolfsschwanz ab... Damit hatte aber die Wolfsnatur aufgehört, und der Knecht war seinem Herrn lebenslänglich für diese Tat dankbar."

Wir erkennen die Verwandtschaft mit der Mahrt: der Werwolf ist ein Mensch, der sich verwandeln muß und zwar in diesem Falle in einen Wolf, dem, wie eine andere Sage berichtet, keine gewöhnliche Kugel etwas anhaben kann. Der Wolf spielt in der germanischen Mythologie eine besondere Rolle. In zahllosen Wolfsgeschichten, vom „Rotkäppchen" bis zum „Wolfspfahl", an dem da und dort der letzte Wolf einer Gegend erlegt worden sein soll, wie in der Redensart vom „Wolfshunger" klingt der Wolfsschrecken nach, unter dem unsere Vorfahren litten. Er hat zweifellos seinen Niederschlag in der Sage vom Werwolf gefunden. Jagt der Wolf im allgemeinen in Rudeln, mag das Auftreten einzelner und besonders räuberischer Tiere im besonderen dazu Veranlassung gegeben haben. Wieweit dem Amoklaufen ähnliche Erscheinungen, also plötzliche Wutanfälle sonst friedlicher Personen, mit in Rechnung gestellt werden müssen, bleibe dahingestellt. Vielleicht mögen im Mittelalter, als der Volksglauben schon zum unklaren Aberglauben geworden war, auch absichtliche Täuschungen und Mummereien zum Zwecke des Viehraubes vorgekommen sein. Denn schließlich ward — eben ganz im Sinne des hexengläubigen Mittelalters — auch der Werwolf zu einer Hexerei: man konnte freiwillig ein Werwolf werden, wenn man einen Zaubergürtel anlegte. Und — kein Wunder — wie es Hexenprozesse gab, so suchte man im Mittelalter auch den Werwölfen den Prozeß zu machen. —

Hexenmeister.

Die Fähigkeit zu zaubern, ist angeboren; sie kann aber auch nach späterer christlicher Auffassung durch einen Pakt mit dem Teufel erworben werden, und sie ist nicht selten gewissen Berufen eigen, von deren Vertretern man behauptet, sie könnten mehr als Brot essen, den Scharfrichtern, Schmieden, Schäfern, Hirten, Köhlern usw. Erklärlicherweise; denn sie fast alle hatten Gelegenheit, sich mit dem menschlichen oder tierischen Körper (die Schmiede als Tierheilkundige) zu befassen, und sie gelangten dabei zu gewissen Erkenntnissen, die ihnen Gewinn und ein ehrfürchtiges Ansehen eintrugen.

Ein Blick in den „Sagenkranz von Neustettin", von Rogge, lehrt uns, daß die Hexen in der „Wolprechtsnacht" (Walpurgisnacht, der Nacht zum 1. Mai) zu einem der auch in Pommern reichlich vertretenen Blocksberge ziehen. Man schützt sich gegen sie, indem man drei Kreuze an Fensterladen und Türen malt. Wer das nicht tut, kann gezwungen werden, mitzuziehen, er sei Mann oder Weib. Es ist aber, wie gesagt, manches sonst brave Eheweib eine Hexe, ohne daß der Ehemann etwas davon weiß ...

Nun war aber ein Mann, der wohl einen leisen Verdacht hatte, aber doch nichts Bestimmtes wußte. Als der nun am späten Abend vorm 1. Mai merkte, daß seine Frau nicht daheim war, beschloß er, sich Gewißheit zu verschaffen. Er zog einen Bannkreis um das Dorf und verwehrte so den Hexen die Heimkehr. Und siehe da, unter denen, die sich vor dem Bannkreis sammelten, war auch seine Frau ...

Ein andermal — es war in Pielburg — bemerkte ein Knecht, wie die Bauersfrau, die am Backofen hantierte, eine Gerstel zwischen die Beine nahm, dazu den Spruch betete: „Hipp, hipp — wipp af — stoß nirgendwo an", und plötzlich in die Luft flog und verschwand. Da nahm der Knecht eine andere Gerstel, tat und sprach ebenso, und siehe da: er flog ebenfalls und gelangte so auf einen hohen Berg, wo es Musik und Tanz und viel zu essen gab und lustig herging. Solch ein Blocksberg liegt übrigens am

Dolgensee im Tempelburger Stadtwald, auch in der Buchheide bei Stettin.

Daß man hexen können muß, damit einem der uralte Sehnsuchtstraum der Menschheit, das Fliegen, zur Wirklichkeit werde, ist ganz bezeichnend. Freilich, nicht jedem gelingt die Luftreise so gut, wie dem oben genannten Knecht. Eine Magd z. B. sprach den Zauberspruch ungenau und nahm bei der Abfahrt durch den Schornstein üblen Schaden, und ein Knecht erwies sich beim Lenken der Gerstel, dem Brett, darauf das Brot in den Backofen geschoben wird, als so schlechter Pilot, daß er vorzeitig Schiffbruch erlitt. — Es sei übrigens erwähnt, daß man einem Hexenmeister bereits ansehen kann, ob er zu hexen beabsichtigt oder nicht. Steckt er den Daumen hinter die Hosenlinte, so hat es keine Not. Sollte also den Hexen niemals zu trauen sein? Und allerdings weisen die vielen Hexenprozesse darauf hin, daß man ihnen offenbar eine größere Gefährlichkeit zuschrieb. Da und dort finden sich in Pommern Schmokberge und Schmokpfähle, Stätten, an denen angeblich früher einmal Hexen verbrannt worden sind.

Bräuche um das Kleinkind.

Mit der Geburt des Kindes treten wir in einen Kreis von Bräuchen ein, die als Analogie- und als Sympathie-Zauber bezeichnet werden. Beispiele mögen das erläutern.

Das erste Waschwasser des Neugeborenen muß in einen Rosenbusch gegossen werden; denn dann wird das Kind einmal schöne rote Backen bekommen. Der Mensch wächst, gedeiht und blüht im Wangenrot der Gesundheit; der Rosenstrauch wächst, gedeiht und blüht im Schmucke roter Rosen; Einheit von Mensch und Pflanze, Einheit in der Natur! Nur daß die dem Rosenstrauch gewiß bekömmliche Gabe vom Waschtisch des kleinen Menschleins diesem zu einer analogen Entwicklung verhelfen wird, das

will uns nicht in den Kopf, und doch handelt es sich hierbei um einen in dieser Art recht häufigen Analogiezauber.

Ein zweites Beispiel: Vor jeder Taufe ist eine recht wichtige Sache die Auswahl der Paten; denn nach den Paten artet das Kind. Seele wirkt auf Seele, Körper auf Körper — Sympathiezauber, und auch er tritt uns, wie wir sehen werden, im Brauchtum des Volkes überaus häufig entgegen.

Aber verweilen wir noch bei der Geburt des Kindes! Der gewöhnliche Mensch wird zu irgend einer Zeit des Jahres oder Stunde des Tages geboren, und das hat dann natürlich nichts weiter auf sich. Nun gibt es aber heilige und bedeutsame Zeiten und Stunden, wie die letzte Stunde des alten Jahres, wie die Mittagsstunde des Johannistages, und wer in einer dieser Stunden geboren ist, der erscheint natürlich bevorzugt: er kann Geister sehen und ist hellseherisch veranlagt. Ob das freilich immer eine reine Freude genannt werden kann, erscheint zweifelhaft. Weiß doch die pommersche Sage von Menschen zu berichten, die zu gewissen Zeiten im voraus sahen, in welchem Hause im Orte es in absehbarer Zeit einen Toten geben werde oder die sich bei einem nächtlichen Gange von allerhand Geistern in Gestalt von wilden Tieren umgeben sahen...

Und nun kommen alle jene Wunderlichkeiten — im Anschluß an die Geburt des Kindes —, die wir aber als Analogie- oder Sympathiezauber leicht deuten und damit verständlich machen können. Einige seien hier aufgezählt:

Man wickelt ein neugeborenes Mädchen in ein Mannshemd; dann wird es sicher einen Gatten bekommen. Aber den ersten Kuß muß ihm die Mutter geben. Täte es nämlich der Vater, möchte ihm später ein Bart wachsen. Und dieselbe Wirkung könnte es haben, sofern man ein Mädchen mit demselben Wasser taufte, mit dem bereits ein Knabe getauft worden war...

Und damit sind wir bei der Taufe des kleinen Erdenbürgers angelangt.

Von der Auswahl der Paten sprachen wir schon. Wer von ihnen wird nun als erster das Taufhaus betreten? Die Sache ist wichtig; denn von diesem ersten Gast geht die stärkste Wirkung auf das Kind aus. Und ist es gar eine hochbetagte und kräftige Person, wird auch dem Kinde ein gesegnetes Alter beschieden sein.

Gern wählt man ein junges Mädchen als Patin (die Jungferpate). Als Weib an sich und erst recht im Schmuck der Reinheit und Keuschheit kommt ihrem Tun vorausweisende Bedeutung zu. Schreitet sie, indem sie das Kind trägt, schnell, wird es bald laufen lernen. Sieht sie sich um, wird es einmal ängstlich werden...

Nach der Taufe zu Hause angelangt, legt man das Kind unter die Ofenbank, damit es demütig werde. Oder empfahl man es damit einst dem Schutze des Hausgeistes?

Allgemein bekannt und üblich waren die Patenbriefe und die Patengeschenke. Entweder waren sie wirkliche Gegenstände von Wert, oder sie hatten symbolische Bedeutung. So fügte man dem Patenbriefe für einen Knaben im Weizacker wohl einige Pfennige bei, damit er später im Kartenspiel Glück habe. Das Mädchen dagegen erhielt etwas Leinsamen mit auf den Lebensweg, in der Hoffnung auf Segen bei der Ausübung der wichtigen hausfraulichen Pflichten des Spinnens und Webens. Eigentlich war allerdings mit jedem Geschenk, ob wertvoll oder nicht, in Heilszeiten, in einem Augenblick, der einen Anfang bedeutete, des Lebens, des Jahres usw., ein Zauber verbunden. Man erwartete, daß der damit verbundene Anfang des Sich-Mehrens zu einer stetigen Erscheinung innerhalb des Zeitraumes werde. Und so schenkte man eben, erwartete aber eine Gegengabe, damit das Sich-Mindern eigenen Gutes, wenn man davon fortgab, wieder ausgeglichen werde.

Wichtig ist die Klein-Kind-Pflege: denn das Kleine lebt in einer Welt von Gefahren. Krankheitsdämone, die also personifiziert erscheinen, bedrohen es, natürlich im christlichen Sinne auch der Teufel, Menschen mit dem bösen Blick und Zauberer männlichen oder weib-

lichen Geschlechts, die ihm etwas „antun" können. Dazu kommen die vielen Arten des Analogie-Zaubers, vor dem man das Kind schützen muß oder die man zu seinem Heile selber anwendet. Da darf z. B. im ersten Lebensjahr kein Regen des Kindes Gesicht benetzen, sonst bekommt es später Sommersprossen, während man andererseits Sommersprossen durch Betupfen mit Fensterschweiß zu heilen versucht. Und der Analogieschluß liegt klar auf der Hand, wenn man beachtet, wie auf der vorher klaren Fensterscheibe die Regentropfen nach staubigen Tagen ihre Spuren hinterlassen, während der Fensterschweiß die Scheibe nach dem Abtrocknen völlig klar läßt. Das Kleine soll auch noch nicht in den Spiegel blicken, sonst wird es später einmal graulich sein, und man soll ihm die Haare nur bei zunehmendem Monde beschneiden, denn dann wachsen sie gut...

Nicht minder Beachtung erfordert das Kleinkind im zweiten Lebensjahre. Nun, da sich seine Kost der der Größeren und Großen anpaßt, bleibt ihm doch Fisch versagt, weil es sonst schwer reden lernen möchte. (Der Fisch ist stumm!) Am 1. Geburtstag reicht man dem Kind ein Buch, ein Geldstück, ein Stück Brot und achtet darauf, wonach das Kind zuerst greifen wird. Ist es das Buch, das sein Interesse weckt, wird es einmal einen „gelehrten" Beruf ergreifen; hascht es das Geldstück, winkt ihm Reichtum; greift es nach dem Brot, wird es sein gutes Auskommen haben. Ein Orakel, das wie immer in hohen Festzeiten als Frage an das Schicksal seine Berechtigung hat.

Haus, Garten und Feld.

Sehr wichtig ist die Hausarbeit, die zum guten Teil unter dem Schutze des Hausgeistes ausgeführt wird. Also bringt man ihm ein Opfer, schon wenn das Haus erbaut wird, indem man mancherorts Wacholderzweige ins Fundament mauert. Beim Backen darf unterm Back-

trog nicht gefegt werden. Ein Backsegen, verchristlicht, hilft das Werk vollenden:

„Brot is in'n Oawe,
Leiw Gott is bunne un boawe,
alle, die davon äte,
ward leiw Gott nich vergäte." —

Nicht minder wichtig ist alles, was mit der Milch zusammenhängt. Gegen die Einwirkung böser Geister schützt die Bauersfrau sie, indem sie den Milcheimer mit dem Schürzenzipfel zudeckt. Sonst vollzieht sich das Buttern nachher nicht in der gewünschten Weise, und die Bauersfrau seufzt: „Mi hewwe's wedder verraupe!" Dann wird Wasser dazugegossen und der Vers erklingt:

„Botter, Botter von eine Kauh,
geiht ne bitsche Water tau!"

Ist neues Vieh erworben worden, wird es über Axt und Besen hinweggeführt, die man kreuzweise über die Schwelle gelegt hat. Die Axt, der Hammer des Donar, schützt vor Dämonen; der Besen kehrt die Hexen, und das Kreuz ist ja nicht bloß christliches, sondern auch urgermanisches Heilszeichen. Wenn eine Klucke gesetzt wird, legt man ihr alle Eier auf einmal unter, denn dann werden die Küken auch alle zugleich auskriechen; ja, man kaut Brot dabei, damit auch die Kleinen von vornherein gut fressen. (Analogie-Zauber!) „Reinlichkeit ist zwar das halbe Leben", aber „alles zu seiner Zeit"! Mit dem Kehricht, den man abends vor die Tür fegte, würde man das Glück aus dem Hause kehren, und eine ähnliche Wirkung hätte das Ausgießen von Waschwasser zu später Stunde.

Zu der der Hausfrau obliegenden Außenarbeit gehört die Gartenarbeit. Hier wie bei der Feldarbeit und insbesondere bei der Saat sind die Mondphasen zu beachten. „Ich muß mich beeilen, daß ich meinen Hafer gesät bekomme; wir müssen in den nächsten Tagen Vollmond haben", sagte mir am 6. April 1933 ein alter Bekannter, ein studierter Mann, und es war ihm völlig ernst damit. Denn mit dem wachsenden Mond wächst alles, was zu der Zeit in die Erde gelangt. Und bemerkenswert, wie sich

Weizacker-Bäuerin in Tracht.

der uralte Glaube selbst an christliche Feste später angelehnt hat: Stangenbohnen legt man folgerichtig am — Himmelfahrtstage!

Aber bleiben wir noch im Garten: Wird Kürbis gesät, tut die Hausfrau die wenigen dazu nötigen Kerne in ein Körbchen und fährt es mit einer Karre an Ort und Stelle; denn dann wird auch eine Karre nötig sein, wenn später die Früchte geerntet werden, nämlich recht viele und recht große Kürbisse. Und auch eine gute Obsternte ist wünschenswert und wird für das folgende Jahr wahrscheinlich, wenn man jeweils bei der Ernte einige Früchte als Dankopfer für die Gottheit oder den Geist des Wachstums am Baum läßt.

Was nun die Feldarbeit anbelangt, so soll hier nicht auf Bräuche eingegangen werden, die sich als Gemeinschaftsbräuche aus der alten Dorfverfassung ergaben, bzw. den Charakter von Rechtsbräuchen hatten. Anders, wenn man (im Weizacker) in jede Ecke des eben besäten Feldes mit dem Harkenstiel ein Kreuz zeichnete und nun annahm, das Feld sei gegen Spatzenfraß geschützt. Wobei das Kreuz als Heilszeichen sicher wieder in die heidnische Zeit zurückgeht, während der „Spatzenschutz" nichts anderes bedeutet als einen Zweckwandel bei einem Brauch von ehedem kultischer Bedeutung. In manchen Gegenden verlegt man den Erntebeginn auf den Sonnabend. Vielleicht aus dem Gedankengang heraus, daß das dabei im voraus gewonnene Urteil über den Ertrag der Ernte veranlassen könne — am Sonntag darauf — zu einem sicher von der Gottheit gelohnten frühen Dank oder zu einer am Ende noch wirksamen Fürbitte.

Und damit sind wir schon bei der so wichtigen Ernte mit ihren Bräuchen. Im Gebiete von Neustettin läßt man eine letzte Garbe auf dem Felde zurück, „damit dem Waur sin Schimmel to fräte hett". Im Weizacker, in der Stettiner Gegend, im Neustettiner und Rummelsburger Kreise usw. kennt man die Sitte, den Alten einzubringen. In besonders feierlicher Weise wird die

letzte Ecke des Getreidefeldes gemäht. Daraus bindet man eine letzte Garbe, der man menschliche Gestalt gibt und die man mit Blumen und bunten Bändern schmückt. Freilich wollen in manchen Gegenden die Mädchen nicht recht heran an diese Arbeit; denn sie sagen: „Wer in diesem Jahre den Alten bindet, bekommt im nächsten Jahre den Jungen" (ein uneheliches Kind! Kreis Rummelsburg). Alsdann wird „der Alte" mit dem letzten Erntewagen im festlichen Zuge heimgeholt und der Dienstherrschaft wohl mit den Worten überreicht:

„Wir haben geharkt und gebunden
und dabei den Alten gefunden."

Als Segenspender wird der Alte im Hause bis zum nächsten Jahre aufbewahrt. Mit dem eigentlichen Erntefest darf indessen die Sitte, den Alten einzubringen, nicht verwechselt werden, wenngleich beide Feste vielfach allmählich verschmolzen sind und in den meisten Fällen als Gelegenheit zu ausgelassener Lustigkeit und zur Betätigung für Dichter aus dem Volk (Erntekranz-Gedichte) das Erntefest im Spätherbst übrig blieb. Wir wollen nicht näher darauf eingehen; denn es ist allgemein bekannt, und lieber noch beim „Alten" verweilen.

Ja, was ist der „Alte"? Man hat sich den Vorgang in folgender Weise gedacht: Im Aehrenfelde wie in jeder Einzelpflanze lebt und wirkt die Gottheit als Geist des Wachstums. Im letzten auf dem Halm stehenden Korn erscheint er gewissermaßen zusammengedrängt (wie auf der Flucht) und geht in die letzte Garbe über, die, als Mensch dargestellt, zum Abbild der Gottheit wird und den Wachstums-Segen und seine Kraft durch die lange Winterzeit hinüberrettet in das andere Jahr. Damit ist zwar der Name „der Alte" nicht direkt erklärt; aber man mag, wenn man will, dabei an Wotan denken, den Göttervater im wallenden Bart, wenngleich als Lehrer und Schützer der Ackerbau treibenden Menschen Thor (Donar) mehr in Frage käme als der einäugige Grübler über Ewigkeitsfragen. —

Der Bauer und sein Vieh.

Man weiß nicht, ist im Bauernhof die Sorge um das Vieh größer als um den Menschen oder umgekehrt! Und natürlich nicht nur beim Bauern, sondern überhaupt auf dem Lande. Kein Wunder; denn in jedem Stück Großvieh steckt ein hoher Anschaffungs- wie Nutzwert, und selbst mit dem Kleinzeug, das unter der Obhut der Bäuerin steht, verbinden sich viel Sorge und viele Arbeit. Daraus aber wird manches verständlich, was wir vielleicht sonst zu belachen geneigt sind.

Da ist vom Verrufen und Verhexen die Rede, und der Fremde, der einen Stall betritt, kann nachträglich leicht in den Verdacht kommen, daran Schuld zu sein, wenn ein Stück Vieh erkranken sollte. Wer Glück mit dem Vieh hat, bei dem geht es sicher nicht mit rechten Dingen zu (Hausgeist). Ja, Mensch und Tier bilden eine Schicksalsgemeinschaft. Stirbt der Bauer, sagt man es auch dem Großvieh. An hohen Festen bekommt das Vieh besseres Futter, der Hahn zu Neujahr gar einen Schnaps (Hinterpommern). In der Neujahrsnacht können die Tiere reden. Sie sehen auch manches voraus. Man soll sie aber möglichst nicht stören. Nach Sonnenuntergang holt man Erde von der Grenze und bestreut Güssel und Küken damit; dann werden sie vor Raubzeug geschützt sein. Das neu angeschaffte Großvieh leitet man über Axt und Besen in den Stall hinein.

Manchmal war das Vieh einer ganzen Ortschaft behext (Seuchen!). Dann entzündete man das Not- oder Schmokfeuer. Alle andern Feuer wurden gelöscht und ein gewaltiges Feuer im Freien entzündet, wobei man die Flamme auf Urzeitart durch Reiben entfachte. War das Feuer heruntergebrannt, trieb man das Vieh hindurch. Ein Stück der Herde ward als Opfer geschlachtet.

Schon in Karolingischer Zeit bediente man sich des Schmokfeuers. Nordische Wikinger verpflanzten es nach Nordamerika zu den Indianern. In Pommern ist es allezeit in Anwendung gewesen, zuletzt mit behördlicher Ge-

nehmigung im Jahre 1818, als in der Stadt Usedom die Rinderpest herrschte. Und, wie berichtet wird — es half!

Sorge für das Vieh! Ja, sie ist oft größer als die um den Menschen. Nun ist die Bäuerin erkrankt und gleichzeitig des Bauern beste Kuh, und mit zwei Rezepten erscheint er in der Apotheke. Da fällt ihm schwer aufs Herz, daß eine Verwechslung der Medizinen am Ende nicht unmöglich sei, und er mahnt: „Schrielves man gaud up, dat de Kauh nischt passiert!" Erklärlich; denn eine gute Kuh ist schwer zu beschaffen; eine Frau kriegt man schon noch mal ohne große Mühe!

Von Erbsen mit Speck, Osterwasser u. a. m.

Wie reich und wunderlich uns das Brauchtum des Volkes auch erscheinen mag, alles Tun läuft letzten Endes doch darauf hinaus, sich aus dem Gnadentum heiliger Zeiten Segen zu sichern, dem Uebel zu wehren und einen Blick in die Zukunft zu tun.

Alles, was wie das Hühnerei oder der Samen einer Pflanze den Keim zum neuen Leben enthält, ist zu gewissen Zeiten als Speise willkommen. Ueberträgt es doch diese Lebenskraft auf den Menschen und stärkt ihn zu einem neuen Anfang. So essen wir als Träger neuen Lebens (im Rogen) zu Silvester und auch sonst Fische, zu Ostern Eier und sehen das Nationalgericht der Pommern, Erbsen und Speck, tief im Volkstum verankert. Ja, in den „Zwölften" gibt man selbst den Gänsen Erbsen; denn dann legen sie gut.

Auch das Kuchenbacken und -verzehren zum Fest erhält eine erhöhte Bedeutung. Verschiedene Formen des Teiges sollen Opfergaben darstellen (geflochtener Teig ein Haaropfer), oder sie lösen einen Zauber aus (Stollen einen Fruchtbarkeitszauber). Ja, in der Silvesternacht mußte in dem ehedem an Zwergen so reichen Rügen unbedingt gebacken werden; denn: „Ein Bauer aus Woorke war am Silvestertage nach Bergen gefahren und kehrte spät abends zurück. Als er in den Patziger Heidebergen war,

wo sich viele Hünengräber befanden, bemerkte er plötzlich zur Rechten des Weges ein Licht. Er hielt still und meinte, er müßte doch mal sehen, was es mit dem Licht für eine Bewandtnis habe. Als er näher herangetreten war, hörte er zwei feine Stimmen; sehen konnte er aber nur das Licht. Die eine Stimme fragte: „Ward äwerall in'n Dörp backt?" — — Die andere antwortete: „Nee, nich äwerall; bi den' und den' is de Backaben kolt." Darauf sprach die erste Stimme: „Dat is man schön; dor känen wie denn dat ganze Johr fri schlucken!" Als der Bauer das hörte, rief er zornig aus: „Töwt man ees, ji Rackertüg! Juch will ick!" Als er sich aber auf die kleinen Leute stürzen wollte, griff er in die leere Luft, und das Licht verschwand.

Als der Bauer nach Hause kam, fragte er sogleich: „Mudder, hest du all backt?", und als diese die Frage verneinte, sprach er: „Denn gah man rasch dorbi! Un wenn du ok nicks wieder makst, als Sch... un Dr.. tosamrühren; äwer backen mötst du; süß hest du dat ganze Johr de lütten Lüd to Gast."

Mit dem neuen Jahre wachen allmählich die Pflanzen auf. Früh grünt, was besondere Lebenskraft hat, und dieser Lebenskraft kann man teilhaftig werden. Wie man sich in der Osterzeit die Palmkätzchen ins Haus holt, so verzehrt man am Palmsonntag auch wohl Grünkohl oder sucht sich ein Gemüse aus sieben- bis neunerlei Kräutern zusammen. —

Mit Fastnacht schon nehmen diese Frühlingsbräuche ihren Anfang. Heischumzüge waren früher häufig. Dabei geübte Mummereien sollten wie auch in den Zwölften die bösen Geister schrecken und die Teilnehmer ihnen gegenüber unkenntlich machen. Die dabei mitgeführte Rute (Splett) ist die Lebensrute, deren Schlag oder Berührung die Lebenskraft der aufwachenden Natur überträgt. Für diesen Liebesdienst erwartete man einen Ge-

gendienſt, Geſchenke. Die Zahl der Faſtnachtsverſe iſt ſehr groß. Nur einen ſetzen wir hierher:

Faſtl'obend, Faſtl'obend,
Mit'n witt'n Schimmel.
Wer mi wat gifft,
De kümmt in'n Himmel.
Wer mi nix gifft,
De kümmt in de Höll,
Do ſchleiht em de Düwel
Mit de Botterkell!

Als zum Stiepen (ſtäupen = mit Ruten ſchlagen) benutzte Oſterrute kehrt die Lebensrute wenige Wochen ſpäter wieder. Auch hier iſt der Gegendienſt ein Geſchenk, das Oſterei. Und dazu geſellt ſich das Oſterwaſſer mit ſeinen Wunderkräften. Vor Sonnenaufgang wird es ſchweigend geholt, damit die böſen Geiſter nicht geweckt werden. Man ſchöpft es aus fließendem Gewäſſer gegen den Strom und erhofft von ihm Hilfe in mancherlei Nöten. Und man ſchmückt noch einmal im Jahre — zu Pfingſten — Heim und Haus mit Grün, um des Kräfteſegens der Natur teilhaftig zu werden, und läßt den Maien wohl das Jahr über daran oder verſteckt ihn unterm Dach, um einen Schutz vor Blitzſchlag und Feuer zu haben.

Sich Segen zu ſichern, das iſt die Abſicht, und groß iſt die Zahl deſſen, was alles verboten iſt, um drohendem Uebel zu wehren. Darunter auch das Spinnen in den Zwölften, alſo um Weihnachten. Der reißende Faden (Lebensfaden) würde der Spinnerin den nahen Tod künden. Und doch, eine Ausnahme iſt überall, wo der Tüchtige ſeiner Sache gewiß iſt und das Schickſal bezwingt. Wer ſpinnt, ohne daß der Faden reißt, der ſpinnt ſich ein ganz großes Glück!

Frage an das Schickſal.

Daß man in Heilszeiten eine Frage an das Schickſal frei habe und auf eine Antwort der Götter in irgend einer Form rechnen könne, das betonten wir mehrmals ſchon.

Seinen Anfang nimmt das am 30. November, dem dem germaniſchen Gotte Freyr, dem Gotte der Ehe, geweihten Tage. Er ward ſpäter durch den Hlg. Andreas als chriſtlichem Heiratsvermittler abgelöſt. Und nun waren es an dieſem Tage vor allem die Mädchen, die ſich mit einer Frage nach dem Zukünftigen der Gottheit nahten, und dieſe Fragen ſetzten ſich das ganze Jahr über und durch alle Heilszeiten fort, in irgendeiner Form, bald als altertümliches Orakel, bald im Gewande der neuen Zeit.

Da läuft man in der Nacht heimlich nackend ums Haus und hofft, daß einem dabei das Bild des Zukünftigen erſcheine. Nackt und damit der Natur näher als ſonſt, der Natur, denn Gott iſt in der Natur, und von ihm erwartet man die Atwort. — Oder man pocht um Mitternacht an den Schweineſtall. Antwortet, aufgeſchreckt, ein junges Schwein, wird der Liebhaber jung ſein; andernfalls... Man zieht ein Scheit aus einem Stapel Holz und ſchließt aus ſeiner Geſtalt — gerade, krumm, dick, dünn, voller Aeſte uſw. — auf die Geſtalt des Zukünftigen. Man betet im Anſchluß an ein Pfänderſpiel auf Rügen den Ofen an:

Oaben, Oaben, ick bet die an,
giw mi doch 'n goden Mann!"

Meint aber den Hausgeiſt am ehedem offenen Herdfeuer..

Nußſchalen, die man ſchwimmen läßt, bedeuten Lebensſchiffe, die ſich finden oder nicht finden, wobei man gern einmal nachhilft. Wirft das junge Mädchen den Pantoffel und er zeigt mit der Spitze nach draußen, wird es das Haus verlaſſen und heiraten. Bekannt iſt auch das Tellertippen. Man legt unter je einen Teller einen Ring, eine Puppe, ein Geldſtück, ein Häuflein Aſche u. a. m. und läßt mit verbundenen Augen darauf tippen. Was getippt wird, weiſt auf Zukünftiges hin, ein Ring auf Verlobung, eine Puppe auf eine Gabe des Storches, Geld auf das große Los, Aſche auf den Tod.

Und wieder eine ſeltſame Miſchung von Heidniſchem und Chriſtlichem bedeutet es, wenn die Bäuerin in Hinterpommern in der Neujahrsnacht ein Geſangbuch unters

Kopfkissen legt. Am Morgen schlägt sie es wahllos auf, und die Art des Liedes, auf das ihr Blick fällt, gibt ihr Hinweise auf Künftiges und, wie sich das Jahr gestalten werde.

Ein Blick ins Flüsterbook.

Wieviel alte Heil- und Zauberbücher noch im Gebrauch sind, das ist erstaunlich. Eine Nachfrage unter den auswärtigen Schülerinnen einer Klasse einer Höheren Schule Stettins ergab allein schon in deren Gesichtskreis drei Stück.

Grundlage aller Behandlung war: Man besaß in alter Zeit wohl anatomische Kenntnisse und beobachtete auch die Krankheitserscheinungen richtig, versagte aber bei der Beurteilung der Krankheitsursachen. Man sprach vom „Antun", also von der Einwirkung durch andere, Hexen, Menschen mit bösem Blick (Sympathie-Zauber, Unheil-Zauber), oder von der Krankheit als Dämon oder, verchristlicht, als Einwirkung des Teufels, und handelte entsprechend. Zauber mußte also durch Zauber vertrieben werden.

Meist handelt es sich um die gedankliche Einspannung des Heilvorgangs in einen Analogie-Zauber. Wie ein Vorgang, der in der Zauberformel als Beispiel genannt wird, sich abgespielt hat, so soll analog auch hier etwas erfolgen (Parallelismus). Zum Beispiel beim Stillen des Blutes:

Dar stünn een Linn (Linde),
De blögt nich (blüht nicht).
Blot stah (Blut stehe)
Un blöh nich!

Anders die Zauberformel als Mittel gegen Schlangenbiß: „Eva hat Adam (mit dem Apfel!) vergift, Adam hat Eva wieder vergift. Im Namen Gottes . . .", soll also ein Schlangenbiß unschädlich sein! Das heißt, die Formel bewegt sich in Gegensätzlichkeiten.

Krankheit kann auch auf Pflanzen und Tiere übertragen werden. Man bohrt eine Fichte an, steckt etwas von seinem Körper (Haar, Fingernagel), hinein (das Verkeilen) und spricht:

„Goden Abend, Herr Ficht,
Ich bring' dir min hundertnägenunnägentig Gicht.
Num se man,
So bün ick davaon."

Gegen Flechten wird folgendes Mittel vorgeschlagen: „Der Kranke muß bei abnehmendem (!) Mond unter eine Weide gehen, sich gegen den Wind stellen und langsam (flüsternd) sprechen:

„Meine Flechten und die Winde,
Die liegen einander im Streit.
Die Winde verwehen, die Flechten vergehen.
Dazu helfe Gott, der Vater, der Sohn und der Heilige Geist." † † † ohne Amen.

Bemerkenswert ist, wie immer und überall Christentum und Heidentum sich mengen. — Erwähnt sei auch das Durchziehen eines Menschen durch einen hohlen Baum, eine Astgabel oder ähnliches, wobei man meinte, die Krankheit abstreifen zu können. Dazu kommen allerlei Mittel, deren Sinn sich schwer erklären läßt, die aber vielleicht um ihrer Absonderlichkeit willen als wirkungsvoll erschienen. Gelbsucht heilte man im Weizacker durch das Verspeisen eines Butterbrotes mit 3 Läusen. Gegen Wunden gebraucht man Spinngewebe. Und man gebrauchte Heilkräuter, die am besten am Johannistage zu sammeln sind, wenn die Sonne am höchsten steht und die Natur von der Fülle ihrer Lebenskraft durchdrungen ist.

Die Warze.

Warzen pflegen plötzlich da zu sein und ebenso plötzlich zu verschwinden. Das macht sie interessant und zu einem dankbaren Objekt der Volksmedizin.

Die eine Warze, die ich als Junge einmal besaß, verschwand nach dem Betupfen mit dem weißen Milchsaft der Butterblume. Zur Nachahmung empfohlen! Denn die anderen Mittel machen mehr Umstände! Da ist zunächst das Bestreichen mit einer Totenhand, das, wenn sich die Möglichkeit ergab, recht heimlich geübt wurde. Wobei der Gedanke die Grundlage abgab, daß der Tote die Warzen auf Nimmerwiedersehen mit sich ins Grab nehmen möchte, während das Gruselige der Handlung den Glauben an die Wirksamkeit noch mehr festigte.

Eine andere Gruppe von Mitteln beruht auf Analogie-Zauber. Es sind Mittel, die mir Großstadtkinder nannten und von denen sie allen Ernstes behaupteten, sie hätten geholfen. Da ist der gute Mond wieder als Helfer in der Not. Wenn er „abnimmt", darf man ihm seine Warzen zeigen, leise darüberstreichen und, ohne daß es jemand hört, flüstern: „Nimm mit!" Ueberhaupt muß in allen solchen Fällen geflüstert werden, wie auch das Buch oder Heft, in dem sich die Mittel der „Volksmedizin" handschriftlich vererbten, das „Flüsterbook" hieß. Das Flüstern aber hatte seinen guten Grund; denn wie man leise die Helfer herbeirief, sollten andererseits böse Geister nicht auf das Hilfswerk aufmerksam gemacht werden; es könnte sein, daß sie es störten ...

Wieder ein andermal nimmt man eine Schnur und macht so viel Knoten hinein, wie man Warzen hat. Dann vergräbt man die Schnur in der Erde, und wenn (besser: wie! Analogie!) die Schnur vergeht, vergehen auch die Warzen. Oder eine Zwiebel, mit der man bei abnehmendem Monde seine Quälgeister bestrich, wird in der Dachrinne in heraufgewehter Erde vergraben, vergeht dort und bereitet dasselbe Schicksal auch den Warzen. Aus neuzeitlicher Verkehrsentwicklung endlich ist ein letztes Mittel geboren: Du siehst, was im Zeitalter des Autos eine Seltenheit ist, zwei Pferdewagen hintereinander, streichst schnell über die Warze und sprichst: „Bei Gott, nimm den Dritten (Wagen = Warze?) mit!" Und — nun, man muß es abwarten!

Alter Volksglaube im neuzeitlichen Gewande.

Im Volksbrauch steckt ein uralter heidnischer Kern. Sein Drum und Dran ist wandelbar wie die Kleidermode; der Kern aber blieb der gleiche trotz Radiowellen und Flugzeugen.

Solch ein „Kern" in mancherlei menschlichem Brauch ist die sowohl germanische wie klassisch-heidnische Anschauung, daß einem zu Festzeiten, wie unter außergewöhnlichen Umständen die Gottheit nahe sei und eine Frage an sie oder eine Bitte erlaubt seien. Darauf beruhen die noch heute üblichen, verschiedenen Formen des Silvester-Orakels, und darauf beruht, daß aus dem immer als Seltenheit empfundenen Erleben eines Sternschnuppenfalles das Recht abgeleitet wird, einen Wunsch auszusprechen.

Aber wer sieht in der Stadt noch Sternschnuppen! Und doch möchte man sein gottgewolltes Recht auf den Wunsch ausüben! Also muß man auch in der neuen Zeit nach den besonderen Umständen suchen, die den alten Brauch zu üben gestatten. Und da genügt es heute, daß einem ein geschlossenes Paketpostauto (meist ist es offen!) begegnet, daß man anschließend so lange schweigt, bis einem ein Mann mit Brille entgegenkommt und — man darf einen Wunsch aussprechen, der in Erfüllung geht...

Und wie lebendig ist noch der ebenso uralte Glaube an die Gleichartigkeit des Geschehens unter den Dingen der Natur, zu denen der Mensch doch auch rechnet. Stirbt der Baum, den du einst in festlicher Zeit pflanztest: ein böses Omen für dich! Regnet es in eine offene Gruft, werden bald wieder Tränen fließen!

Wo aber die Sprache der Natur nicht zur Verfügung steht, mögen auch unbelebte Dinge Mahnung und Warnung sein. Das umfallende Geburtstagslicht kündet den Tod und — ein Brautpaar darf nicht unter dem in der Großstadt so häufigen Baugerüst eines Hauses — es er-

scheint ja so wenig haltbar! — hindurchgehen, sonst g e h t d i e V e r l o b u n g a u s e i n a n d e r...

Oder, begeben wir uns noch einmal ins Gebiet der Volksheilkunde! Es war vorher schon davon die Rede... Dann rät man uns in Stettin, wenn wir eine Warze loswerden wollen, eine Erbse in die Toilette zu werfen und beim Fließen des Spülwassers zu sprechen: „Nimm mit!" Dann wird sie verschwinden; denn ein Analogie-Zauber wird wirksam und zwar unter Benutzung einer modernen Wasserspülung.

Uebrigens wäre ja der rund 200 Jahre alte Brauch, Zuckereier, Marzipaneier und ähnliches statt der Hühnereier zu schenken, sinnlos, wenn nicht der uralte Sinn des Ostereier-Essens (die Uebertragung des Keimes zu neuem Leben auf den Menschen) nun auf das Verspeisen neuzeitlicher Konditorprodukte bezogen würde. Ja, mehr noch! Das „moderne" Schokoladen-Ei wird den Kindern zum Mittel, einen Analogie-Zauber auszuführen. Man beschmiert sich das Gesicht mit Schokolade und wäscht es; dann wird man keine Sommersprossen bekommen, das Gesicht also klar bleiben wie nach der österlichen Waschung...

Alter Volksglaube im neuzeitlichen Gewande!

Tod und Begräbnis.

Ueberschlagen wir im Lebensbuche alle weiteren Blätter, auf denen das seltsame Beieinander von Leid und Freude verzeichnet steht, das des Menschen Schicksal ist, dann winkt wie immer auf dem letzten Blatte die Ueberschrift „Tod und Begräbnis". Und wieder häufen sich die Bräuche und wieder ist heilige Zeit.

Ist der Herr des Hauses und Hofes gestorben, dann sagt man es dem Vieh, den Bienen und den Obstbäumen, und sie werden besonders gedeihen... Man öffnet die Fenster, damit die Seele das Haus verlassen kann, und man zündet Lichter an und hält die Leichenwache, damit

die Seele nicht wieder zurückkehre und die Lebenden beunruhige (Seelenglaube!). Ein Spiegel wird verhängt, damit das Spiegelbild des Toten nicht vorausweise auf einen abermaligen Todesfall in der Familie. Und da der Spiegel ein verhältnismäßig junges Hausgerät ist, zeigt gerade dieser Brauch, wie fest der Glaube an Voraussagen und Schicksalssprüche im Volke wurzelt und wie er sich jegliches Dinges als Werkzeug bemächtigt, wenn es dazu geeignet erscheint.

Groß ist die Angst, daß der Tote zum „Nachzehrer" werden könne, der andere nach sich ins Grab zieht. Drum achtet man ängstlich darauf, daß nicht etwas mit in den Sarg kommt, das einem Lebenden gehört. Ja, daß der Tote nur Ruhe gebe und Ruhe habe, gibt man ihm Dinge mit ins Grab, an denen sein Herz hing, in einem Falle einen Handstock, und man sorgt dafür, daß nichts aus dem Sarg fällt und zurückbleibt, was der Tote später vermissen möchte.

Hier und da ist es Sitte, verstorbenen jungen Mädchen eine Totenkrone auf den Sarg zu legen, die beim Begräbnis entfernt und in der Kirche aufgestellt wurde. Vielleicht sollte sie einen wehmütigen Ersatz bieten für die entgangene Brautkrone. Ebenso sinnig war es, wenn man eine im Wochenbett gestorbene Frau in ihrem Brautstaat aufbahrte.

Beim Begräbnis achtet man darauf, welches der beiden vor den Wagen gespannten Pferde zuerst anzieht. Ist es das rechte, wird die rechte Seite der Straße den nächsten Todesfall zu beklagen haben. Und umgekehrt! Regnet es ins offene Grab, wird man bald wieder um einen Toten weinen müssen.

Nachwort.

Das vorliegende kleine Buch will Freude bereiten, aber kein Lehrbuch ſein, das auf Vollſtändigkeit Anſpruch erhebt. Doch gerade darum, ſo hoffe ich, wird es manchen, der vor den üblichen Stofffammlungen — Sagen, Bräuchen u. a. m. — verzagte, wieder den Weg weiſen zu Volk und Volkstum.

Quellenangaben habe ich mit Abſicht faſt gar nicht gebracht. Sie hätten Raum weggenommen, den Satz erſchwert und den „ungelehrten" Leſer nur geärgert. Wer etwas wiſſen will, mag ſich an mich wenden!

Mundartliche Stücke ſind in der Schreibweiſe derer wiedergegeben, die ſie an Ort und Stelle ſammelten. Damit enthält das Buch Mundartproben aus verſchiedenen Gegenden Pommerns, und wer will, kann vergleichen . . .

Und nun nochmals: möge mein Buch Freude machen und möge es mithelfen, unſer Volk wieder feſt in der Heimat zu verwurzeln!

Martin Reepel.

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Friedrich der Große und die Pommern	3
Pommersche Grobheit, historisch belegt	4
Pommersche Grobheit, bei Licht besehen	5
Vom Wesen des pommerschen Humors	8
Die verquere Antwort	9
Zanower Schwänke	11
Ortsneckerei	12
Was sonst noch erzählt wird	14
Allerlei Gereimtes	17
Von allerlei Kurzweil	18
Vom pommerschen Appetit	20
Pommersche Delikatessen	22
Schlachtfest und Martinsgans	24
Pommerscher Durst	25
Der Bauer und der liebe Gott	27
Der Bauer und der Teufel	28
Der Bauer und die Gelehrten	29
Was Recht ist, muß Recht bleiben	31
Junge, Bengel, Kerl	33
Jugend — Heirat — Liebe	34
„Er soll dein Herr sein . . ."	35
Züchtigungsrecht	37
Volkssage als Glaubensbekenntnis	38
Wunderbuche, Sturmholz, Waldgeister	39
Wassermann und Nixe	41
Vom wilden Jäger	42
Vom guten Geist des Hauses	45
Riesen	47
Aus dem Zwergenreich	49
Umherirrende Seelen	51
Krankheit kommt durch die Luft	54
Alpdrücken — Mahrrieden	56
Vom Werwolf	57
Hexenmeister	59
Bräuche um das Kleinkind	60
Haus, Garten und Feld	63
Der Bauer und sein Vieh	67
Von Erbsen mit Speck, Osterwasser u. a. m.	68
Frage an das Schicksal	70
Ein Blick ins Flüsterbook	72
Die Warze	73
Alter Volksglaube im neuzeitlichen Gewande	75
Tod und Begräbnis	76
Nachwort	78
Inhaltsverzeichnis	79

Druck: Ostsee-Druck und -Verlag Aktien-Gesellschaft, Stettin

MAGAZYN

MBP Słupsk Centrala
19985